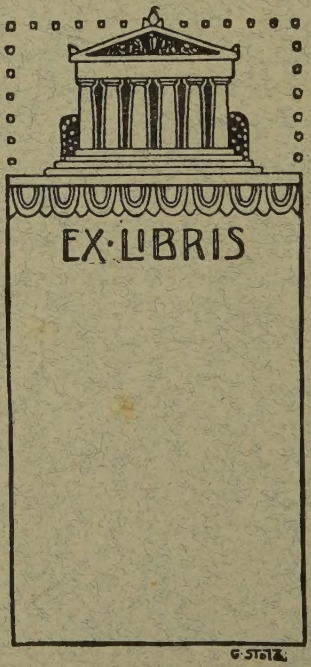
Einführung in Goethes Faust

Von

Friedrich Lienhard

Wissenschaft und Bildung

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig


EX·LIBRIS
G. Stolz

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben v. Professor Dr. Paul Herre, Leipzig

Im Umfange von 130—180 Seiten
Geh. 1 M. Originalleinenbd. 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten. Ein planmäßiger Ausbau der Sammlung wird durch den Herausgeber gewährleistet. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.

Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Geb. M. 1.80 **für Jugend und Volk** Geb. M. 1.80

Herausgegeben von Konrad Höller und Georg Ulmer.
Reich illustrierte Bändchen im Umfange von 140 bis 200 Seiten.

In die Liste der von den Vereinigten Jugendschriften-Ausschüssen empfohlenen Bücher aufgenommen.

Aus Deutschlands Urgeschichte. Von G. Schwantes.

„Eine klare und gemeinverständliche Arbeit, erfreulich durch die weise Beschränkung auf die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft; erfreulich auch durch den lebenswarmen Ton." Frankfurter Zeitung.

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. M. Buesgen.

„Unter den zahlreichen, für ein größeres Publikum berechneten botanischen Werken, die in jüngster Zeit erschienen sind, beansprucht das vorliegende ganz besondere Beachtung. Es ist ebenso interessant wie belehrend." Naturwissenschaftliche Rundschau.

Die Heide. Von W. Wagner.

„Alles in allem — ein liebenswürdiges Büchlein, daß wir in die Schülerbibliotheken eingestellt wünschen möchten; denn es gehört zu jenen, welche darnach angetan sind, unserer Jugend in anregendster Weise Belehrung zu schaffen."
Land- u. Forstwirtschaftl. Unterrichtszeitung.

Im Hochgebirge. Von Prof. C. Keller.

„Auf 141 Seiten entrollt der Verfasser ein so intimes, anschauliches Bild des Tierlebens in den Hochalpen, daß man schier mehr Belehrung als aus dicken Wälzern geschöpft zu haben glaubt. Ein treffliches Buch, das keiner ungelesen lassen sollte." Deutsche Tageszeitung.

Die Tiere des Waldes. Von Forstmeister K. Sellheim.

„Die Sehnsucht nach dem Walde ist dem Deutschen eingeboren. . . Aber wie wenig wird er dabei das Tierleben gewahr, das ihn da umgibt. Da wird dieses Buch ein willkommener Führer und Anleiter sein." Deutsche Lehrerzeitung.

Unsere Singvögel. Von Prof. Dr. A. Voigt.

„Mit nicht geringen Erwartungen gingen wir an Professor Voigts neuestes Buch. Aber als wir nur wenige Abschnitte gelesen, da konnten wir mit Freude feststellen, daß diesmal der Meister sich selbst übertroffen. . . ." Nationalzeitung.

Fortsetzung auf dem hinteren Vorsatz

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Professor Dr. Paul Herre
116

Einführung in Goethes Faust

Von

Friedrich Lienhard

1913
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. G. Naumann G. m. b. H., Leipzig

Vorwort

Die folgenden Betrachtungen über Goethes „Faust" sind, ebenso wie die Einführung in das „klassische Weimar" (Quelle & Meyer 1908), aus Vorlesungen entstanden, die ich in den Ferienkursen zu Jena gehalten habe. Für gründliches Studium der Faust-Dichtung ist natürlich eine Ausgabe mit Kommentar oder Anmerkungen notwendig, da auf die vielen schwer verständlichen Einzelheiten besonders im zweiten Teil hier nicht eingegangen werden konnte. Meine Einführung legt den Schwerpunkt auf den Sinn der ganzen Dichtung. Und hier konnte vielleicht manches gesagt werden, was unter diesem Gesichtspunkt und in diesem Zusammenhang noch nicht herausgearbeitet worden ist. So möge das Buch für gebildete Laien und fachmännische Forscher eine kleine Anregung sein, über allen unzähligen Einzelheiten nicht das Ganze aus dem Auge zu verlieren.

Straßburg i. E., Herbst 1912.

Friedrich Lienhard.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Erstes Kapitel: Einleitung. Goethes Gesamtpersönlichkeit . 1

Zweites Kapitel: Gedankengang der Dichtung (Erster Teil) 27

Drittes Kapitel: Gedankengang der Dichtung (Zweiter Teil) 56

Viertes Kapitel: Die Arbeit am „Faust" 95

Fünftes Kapitel: „Faust" als Kunstwerk 122

Sechstes Kapitel: „Faust" als Erlösungswerk 164

Erstes Kapitel.

Einleitung. Goethes Gesamtpersönlichkeit.

Goethes „Faust" kann als Ganzes nur dann in seiner eigentlichen Wesenheit erfaßt werden, wenn wir ihn als ein Mysterium betrachten.

In den griechischen Mysterien oder Geheimkulten wurde der Schüler durch dramatisches Miterleben in den Sinn und das Schicksal der menschlichen Seele eingeweiht. Durch unterirdische Labyrinthe, die seinen Mut und seine Erkenntniskraft auf die Probe stellten, gelangte der Myste stufenweise zur Klarheit und sah das berühmte „große Licht von Eleusis" aufblitzen. So wird auch Faust durch Labyrinthe zur Klarheit geführt.

Diese große Dichtung ist demnach ein Mysterium. Und Mysterien können zwar in philologischen und historischen Einzelheiten erklärt und kommentiert werden: als Ganzes aber kann man sie nicht durch Erklärung, sondern nur durch eigenes Nacherlebnis erfassen. Mysterien werden seelisch erlebt, nicht theoretisch erklärt. Und so soll unsre Einführung den wesentlichen Schwerpunkt darauf legen, Goethes „Faust" als ein *Lebensgedicht*, als ein *Erlösungswerk* herauszugestalten.

* * *

Ein Erlösungswerk steht an der Spitze der klassisch-romantischen Epoche: Klopstocks „Messias"; und ein Erlösungswerk schließt diesen Zeitraum ab: Goethes „Faust".

Jene epische Dichtung beginnt mit den Worten:

„Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung!"

Und das dramatische Gedicht klingt in die Gedanken aus:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Man bezeichnet als klassisch-romantische Literatur-Epoche die Zeit von etwa 1750 bis etwa 1830; es ist das jene scharf ausgeprägte Stimmung, die man in der Geistesgeschichte als „deutschen Idealismus" anspricht. Die seitherigen achtzig Jahre sind bestimmt durch den Realismus und Naturalismus. Jene Epoche entspricht ungefähr der Zeitspanne, die Goethes Leben umfaßt; denn die ersten Gesänge des „Messias" erschienen kurz vor Goethes Geburt, und „Faust" wurde beendet kurz vor Goethes Tod.

Was ist das Wesen des klassischen Idealismus?

Um nichts anderes handelt es sich, als um die Herausarbeitung dessen, was in uns über die gemeine Materie, über Zeit und Raum erhaben ist: um das „höhere Selbst", um die „Macht in uns, die keiner Macht der Erde weicht", um „der Menschheit Würde", um unsre „Persönlichkeit" — und wie die zahllosen Umschreibungen für diese unsterbliche Kraft in uns lauten mögen.

Und so ist auch der Gegenstand jener großen Erlösungsgedichte die Würde des unsterblichen Menschen. Sie

ist in beiden Fällen in Gefahr, vom Satan oder vom Mephistopheles entstellt oder vernichtet zu werden. Da setzt nun das Göttliche ein und kämpft um das Unsterbliche im Menschen. Mit einem göttlichen Gespräch zwischen Jesus und dem Vater beginnt der „Messias"; es ist die Exposition zu dem Erlösungsdrama. Und mit einem Gespräch im Himmel setzt das Faust-Werk ein. Der Stoff geht über das Sinnliche hinaus ins Übersinnliche, ja ins Kosmische. Während aber Klopstock die Vorgänge der Erlösungstat von Golgatha in großen Silhouetten rhetorisch wirksam und mit Gefühlspathos in langen Gesängen besingt: steigt Goethe in die Seele des einzelnen Menschentypus Faust hinein und gestaltet auf diesem seelischen Schauplatz in unmittelbarer, dramatischer, erdfester Aussprache den Kampf und die Erlösung. So ist sein Meisterwerk energischer verdichtet, blutvoller, lebenswärmer als die weitläufigen Konturen jener biblischen Messias-Dichtung, die aber für die Erweckung der damaligen Menschen Großes getan hat.

* * *

Eine Beschäftigung mit dem „Faust" wird von Goethes Gesamterscheinung ausgehen müssen.

Da knüpfen wir am besten an zwei bezeichnende Ereignisse aus den Jugendjahren der beiden befreundeten Dichter an.

Aus Schillers Knabenzeit ist uns folgender Zug überliefert.

Die Familie des schwäbischen Hauptmanns wohnte damals im Städtchen Lorch. Der Geistliche Moser, dessen Namen in den „Räubern" verewigt ist, gab dem jungen Schiller gemeinsam mit dem eigenen Sohn den ersten Unterricht. Unter diesem Einfluß regte sich in dem ohnedies religiös erzogenen Knaben der Wunsch, selber Pfarrer zu werden. „Oft fing er selbst zu predigen an", erzählt seine ältere Schwester Christophine, „stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze statt dem Kirchenrock umhängen. Dann mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören"; wenn dies nicht geschah, so „wurde er so eifrig, daß er fortlief, und sich lange nicht wieder sehen ließ", worauf er dann später eine „Strafpredigt" anschloß; in diesen Predigten wurden „sehr schicklich" biblische Sprüche aneinandergereiht und „mit Nachdruck" vorgetragen; auch hatte er sich von dem Pfarrer die Einteilung der Predigt gemerkt.

Goethe berichtet nun aus den eigenen Kinderjahren einen ähnlichen und doch bezeichnend abweichenden Vorgang.

„Der Knabe" — so erzählt er in Dichtung und Wahrheit — „hatte sich überhaupt an den ersten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehe, sie als sein Werk anerkenne und liebe, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältnis treten könne ... Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in

seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentarische Weise einen Altar errichten. Naturprodukte sollten die Welt im Gleichnis vorstellen; über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüt des Menschen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandenen und zufällig vermehrten Naturaliensammlung die besten Exemplare ausgesucht ... Der Vater hatte einen schönen, rotlackierten, goldgeblümten Musikpult in Gestalt einer vierseitigen Pyramide, mit verschiedenen Abstufungen ... Dessen bemächtigte sich der Knabe und baute nun stufenweise die Abgeordneten der Natur übereinander, so daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erste Gottesverehrung angestellt werden; nur war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich gelang ihm ein Einfall, beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen besaß, welche, wo nicht flammend, doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja, dieses gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das, was im Gemüte vorgeht, auszudrücken, als eine offene Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen; aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzchen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen."

Wie bezeichnend sind diese beiden Vorkommnisse! Schiller stellt sich auf einen Stuhl und predigt; Goethe errichtet einen Altar und verehrt die Natur.

Sieht man bei Betrachtung des letzteren Bildes, wie hier der Knabe vor seinem Räucherwerk steht, nicht schon den Dichter des „Faust" voraus? Sehen wir nicht hier einen kleinen Faust im Laboratorium experimentieren und durch die Natur hindurch Gott suchen?

Zwar der durchschnittliche Gebildete denkt nicht an diesen Goethe. Schlägt man in solchen Kreisen den Namen Goethe an, so klingen im Bewußtsein des Zuhörers etwa Lieder auf — „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n" — „Ich ging im Walde so für mich hin" — dann einige Balladen, die Dichtung „Hermann und Dorothea", der „Götz von Berlichingen", „Egmont", „Iphigenie", vielleicht auch „Tasso", „Werthers Leiden" und vom „Faust" der erste Teil, die Gretchentragödie.

Wir alle sind durch diesen unzulänglichen Begriff des Dichtertums hindurchgegangen. Man zählt eine Reihe von Kunstwerken auf; man betont, dies habe uns weniger, jenes besser „gefallen" — aber wir wären verlegen geworden, wenn wir hätten Auskunft geben sollen, worin denn eigentlich Schillers und Goethes Größe etwa im Unterschied von Iffland und Kotzebue bestanden habe, die doch beide gleichfalls mit Erfolg gedichtet haben. Allmählich ahnten wir dann aber, daß es nicht auf das Gedichtemachen oder Dramenverfassen an und für sich ankommt, nicht auf das mehr oder minder „Gelungene": daß vielmehr hinter den

Einzelwerken die Gesamtheit und Einheit eines großen Menschentums wirksam ist, das sich in entsprechend großer Schöpferkraft künstlerische Formen prägt.

Mit solcher Auffassungsweise sind wir dann ins Zentrum vorgedrungen. Es bilden sich in uns neue Instinkte aus, die über das Formalistisch-Ästhetische hinausgehen: die Instinkte für die Totalität einer großen Persönlichkeit. Wir sagen nicht mehr: das hat Schiller gemacht, das hat Goethe gedichtet; wir umfassen ihre Ausstrahlungen in Eins zusammen und sagen: das ist Schiller, das ist Goethe.

Wie stellt sich uns nun Goethes Gesamtpersönlichkeit dar?

* * *

Von des Dichters Straßburger Studentenjahren, als er die Friederikenlieder schrieb, als der „Götz" Gestalt suchte, oder von den Frankfurter Sturmjahren, als er den „Prometheus" im Busen wälzte und „Werthers Leiden" erlitt – bis zur edelstillen „Iphigenie" und den späteren maßvollen Werken in Poesie und Prosa: scheint ein weiter Weg zu sein. Man möchte fragen, ob der Dichter des zweiten Teils der Faustdichtung derselbe Mensch sei, wie der Dichter der Urfaust-Fragmente? Manche Literaturhistoriker glaubten in dieser langen Entwicklung einen „Stilbruch" feststellen zu müssen. Dort in Straßburg, sagen sie, habe Goethe national-deutsch empfunden; später sei er unter antiken Einfluß geraten. Und so sei auch der zweite Teil des „Faust" mit der klassischen Walpurgisnacht und den Helena-Szenen ein bedauerlicher Gegensatz zu der echt

deutschen, ursprünglich wirkenden, wurzelhaften Gretchen-Tragödie. Dieser Hellenismus in der Stilgebung eines Schiller und Goethe sei zu bedauern; Herder sei den nordischen Idealen treuer geblieben; und ein Teil der späteren Entfremdung zwischen Herder und Goethe sei auf das Südländisch-Sinnlich-Heidnische zurückzuführen, das sich seit der italienischen Reise in Goethe eingenistet habe, worauf auch sein sinnenhaftes Verhältnis mit Christiane Vulpius zurückzuführen sei.

Diese Auffassung enthält Beachtenswertes. Aber sie geht nicht in die Tiefe. Denn das Ringen um Schönheit hat den Dichter nach Italien und zur Antike getrieben, ganz ähnlich wie es den Konrektor Winckelmann nach Rom trieb. Die Formen der Antike waren in einem Lichtland ausgebildet, das diese Art von Kunst ganz allein geben konnte. Der schwere, von Nebeln des Denkens und der Außenwelt umhüllte Deutsche brauchte die helle Mittelmeerkultur als Ausgleich und Ergänzung. Goethe suchte nicht griechische Formen an sich, sondern die darin gestaltete Sonne.

Nicht anders verhält es sich mit einem zweiten Einwand, den Goethe selber im Gespräch mit Sulpice Boisserée berührt hat: der große Dichter habe sich so sehr mit Forscherarbeit belastet und über Farbenlehre, Pflanzen, Knochen, Mineralien so viel Zeit verbraucht, daß sein künstlerisches Gestalten zu kurz gekommen sei.

Auch dieser Einwand widerlegt sich, sobald wir den Begriff „künstlerisches Gestalten" weit genug fassen. Dichter

und Künstler sind in gewissem Sinne alle wahrhaft Schaffenden. Nur ist das Material, aus dem sie schaffen, verschieden. Der eine haut, wie Michelangelo, aus dem Marmorblocke die Gestalt heraus; der andere verreibt Farben und ordnet sie zu sinnvollen Bildern; der dritte sichtet und ordnet Steine zu einem architektonischen Gebilde; der vierte errichtet ein Gebäude der Philosophie und Lebensweisheit. So könnte man weitergehen und die aufbauende, nicht bloß analysierende Wissenschaft eine Kunst nennen; man kann schöpferische Staatsmänner und wirkungsvolle Erzieher mit dem schaffenden Künstler vergleichen. Und wenn Faust schließlich unfruchtbaren Meeresstrand in fruchtbares Land umgestaltet: was ist er denn anders als ein schaffender Künstler?

So suchte Goethes faustische Natur möglichst viele Gebiete zu erfassen. Und wo er hingriff, suchte er Chaos in Kosmos umzugestalten. Er war Dichter auf allen Gebieten.

* * *

Zu den oben mitgeteilten bezeichnenden Beschäftigungen des jungen Schiller und des jungen Goethe — wie der eine predigt, der andere der Natur einen Altar errichtet — fällt uns ein zweites, nicht minder kennzeichnendes Ereignis ein: jenes berühmte Gespräch, das beide Dichter recht eigentlich einander näherte, obschon es sie anfangs zu trennen schien. Im Sommer 1794 wohnten die beiden einer Naturforscher-Versammlung in Jena bei, verließen das

Gebäude gleichzeitig und kamen unterwegs in eine bedeutsame Unterredung. Diese zerstückelte Art, die Natur zu betrachten, wie es jede spezialisierende Wissenschaft tut, befriedigte diese aufbauend gestimmten Künstler nicht. Goethe rückte dabei mit einem Lieblingsgedanken heraus, der ihn seit langem beschäftigte: es müsse doch wohl in und hinter allen Gewächsen etwas Einheitliches, etwas wie eine „Urpflanze" geben. Schiller, der von der Philosophie kam, hörte aufmerksam zu, bemerkte aber dann: das ist keine Erfahrung mehr, das ist bereits eine „Idee". Goethe war auf einen solchen Einwand nicht gefaßt und bemerkte etwas ärgerlich, das könne ihm ganz lieb sein, daß er Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar „mit Augen sehen" könne. Aber Schillers Einwurf saß fest. Die beiden großen Dichter-Denker sprachen an diesem Tage noch lange und blieben fortan in Fühlung und Freundschaft, als Schiller bald hernach, am 23. August 1794, jenen bedeutenden Brief an Goethe schrieb, worin er „die Summe von Goethes Existenz" zog. Goethe antwortete dankbar und nicht minder bedeutend. Und mehrfach fällt in diesen Briefen das Wort „Idee"; ja, der ideenreiche Philosoph Schiller gesteht dem Naturforscher Goethe, der nur von Wahrnehmungen auszugehen glaubte: „Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichtum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde" (31. Aug. 1794).

In diesem Austausch und in dieser Freundschaft der beiden großen Männer hatten sich Idee und Erfahrung, Philo-

sophie und Naturforschung, Innenwelt und Außenwelt zu einem Ganzen zusammengefunden. Chamberlain geht in seinem „Kant" von diesem Gegensatz oder Parallellismus aus; aber Rudolf Steiner („Goethes Weltanschauung", Weimar 1897) macht die aufhellende Bemerkung: „Für Goethe gibt es nur eine Quelle der Erkenntnis, die Erfahrungswelt, in welcher die Ideenwelt eingeschlossen ist." Denn Denken und Anschauen sind nicht Gegensätze, sondern zweierlei Erfahrungsformen; im gesunden Organismus helfen und ergänzen sie einander, stellen eine große Einheit her.

Und in diese zusammenfassende Einheit und Totalität trachteten Goethe und Schiller. Letzterer ergänzte die Philosophie durch die Erfahrungswelt der Geschichte; ersterer glich sein Innenleben durch Orientierung an der Natur aus; und beide erzogen sich zu Plastik und Objektivität an den Kunstformen der Griechen.

Demnach war Goethes Beschäftigung mit der Natur nicht irgendwelche Liebhaberei, sondern hat seelische Voraussetzungen.

Er selbst hat uns in mancher Bemerkung auf den rechten Weg gewiesen. So spricht er in einem bekannten Gedicht über die Metamorphose – Umbildung – der Pflanzen an Christiane Vulpius:

„Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher:
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andren im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andren;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz". . .

Auf ein geheimes Gesetz . . . Der Dichter sucht hinter den sichtbaren Gestalten das gemeinsame Gesetz ihrer Struktur, ihres Baues; die Art, wie die Wirbelknochen des Rückgrats sich aneinanderfügen, verlockt ihn etwa zu einem Vergleich mit der Art, wie am Pflanzenstengel sich Knoten und Seitenzweige ansetzen; er vermutet in allem Wachstum ein geheimes Gesetz und „heiliges Rätsel", einen Plan. Also steht hinter dem sichtbar Gestalteten das unsichtbar Gestaltende. Also sucht Goethe in der Natur den gestaltenden Geist, die wirkende Gottheit. Und so kommt Goethe zu seinem bekannten Doppelwort Gott-Natur.

So weit also, wie wir den Dichterbegriff – den Begriff „schaffender Künstler" – bei Goethe fassen mußten, so weit müssen wir auch seinen umfassend-einheitlichen Gottesbegriff ausdehnen. Und so verstehen wir denn jenes Bekenntnis des „Faust" im Gespräch mit Gretchen:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?

Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

Mit diesem umfassenden Gefühle steht Goethe der Erscheinungswelt gegenüber. Ihm ist die „grenzenlose Mannigfaltigkeit" der Außenwelt das „beste Heilmittel" gegen dumpfe Zustände des Innern; „eine rasche gläubige Wendung gegen die Natur" empfiehlt er dem krankhaft nach innen lebenden Plessing (1792). Aber in der Mannigfaltigkeit erschaut er wieder die Einheit, das geheime Gesetz, die göttliche Ordnung: kurz, die Gottheit. „Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug!" heißt es einmal in den Bekenntnissen einer schönen Seele. Und in den „Wanderjahren" (I, 10) äußert Wilhelm im Anblick des gestirnten Himmels: „Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: darfst du

dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut?"

In dieser Wechselwirkung zwischen Innen und Außen, zwischen Einheit und Vielheit; in dieser Harmonisierung der Außenwelt durch ein harmonisch gestaltendes Innere; in dieser Beruhigung eines unruhigen Innern durch den Rhythmus der Natur: darin besteht Goethes Weltanschauung. Idee und Erfahrung, Geist und Natur streben ein inniges Bündnis an. Wie vom Blutumlauf bis zu den Jahreszeiten und den Gestirnen ein rhythmisches Gesetz herrscht, so strebt Goethe nach allen Seiten hin Rhythmisierung an und verwandelt seine Gedankenwelt aus verworrenen Leidenschaften zu ebenmäßiger Schönheit und Weisheit.

Hier erinnern wir uns an ein schönes Wort von Thomas Carlyle über die Werke seines Freundes Goethe: „Die ganze chaotische Zeit, was sie gelitten, erreicht und erstrebt hat, steht hier widergespiegelt, ausgedeutet und zu poetischer Klarheit veredelt." Und ferner: „Dieses Chaos, in welches das 18. Jahrhundert mit seinem wilden Kriege von Heuchlern und Skeptikern die Vergangenheit verwandelt hatte, beginnt hier wieder eine Welt zu werden." Und so treten in der Tat Schiller und Goethe als geistige Ordnungsmeister neben den König und Staatsmann Friedrich den Großen. Wie es Schiller in den „Künstlern" programmatisch ausspricht:

„Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!"

Diese „große Harmonie" hat Goethe bei Frau von Stein gesucht; sie gestaltete er in der „Iphigenie"; das war seine Sehnsucht nach dem Süden, nach der Antike. „Ich lebe nun hier", schreibt er aus Rom (10. Nov. 86), „mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im stillen höchst glücklich." . . . „Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Tiere mit besonderer Neigung aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten betrachtete; nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler und werde mich auch hier finden lernen" (2. Jan. 1787). Und bei einem Seesturm ruft er, empört über die lärmende Angst der Fahrgäste: „Mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst" – und er richtet an die Aufgeregten eine beruhigende Rede.

Als ein „Kind des Friedens" empfindet er sich in Rom. Die Romfahrt bedeutet ihm eine seelische Erneuerung und Klärung; nach der kleinstaatlichen Enge erweitert sich sein Weltbild; der Thüringer Wald war ihm zu eng geworden. Ihm ist ja die Poesie „etwas durchaus Dämonisches";

an diesem Dämonismus sind manche Talente zugrunde gegangen. Und ebenso am Subjektivismus. Denn solange der Dichter „bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht" (an Eckermann, 29. Jan. 1826). Und eine weitere Gefahr ist die Zersplitterung in literarische Händel, z. B. Platens „unselige polemische Richtung": „Platen ärgert Heine und Heine Platen, und jeder sucht den anderen schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht." Und schließlich werden „die Bilder unsrer Feinde zu Gespenstern, die zwischen aller freien Produktion ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten".

Immer deutlicher stellt sich uns also dar, daß Goethes Bepackung mit Naturwissenschaft, sein Aufenthalt in Rom, seine Schulung an antiker Kunst *Teile einer großen Selbsterziehung* sind. Das ist der Gesichtspunkt, auf den wir Nachdruck legen. Vermöge dieser geistigen Gegenwirkungen hielt dieser von Natur zu auseinanderflatternden Verliebtheiten und liebender Leidenschaft geneigte Poet, der aus dem leichten Rokoko und der verworrenen Sturm- und Drang-Periode kam, seine produktive Kraft zusammen, lernte

sie immer mehr beherrschen, veredeln, und zwang seine Dämonen, ihm zu dienen. Und so baute der strebend sich Bemühende Staffel um Staffel sein Lebenswerk empor.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist", schreibt er schon 1780 an Lavater, „erfordert wachend und träumend meine Gegenwart ... diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu." Und ein Jahr danach an Knebel: „Ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben." Eine Vernichtung des Lebensfeuers in einer wahren Persönlichkeit, des höheren Ich, der „Seelen-Monade" kann sich der Dichter des „Faust" gar nicht vorstellen, wie er im Gespräch mit Falk (1813) betont; ja, der Gedanke einer häufigen Wiederverkörperung, schon in einem Gedicht an Frau von Stein geformt, taucht in diesem Zusammenhange auf. Die „ewige Seligkeit" ist dem greisen Kämpfer und Tatmenschen – wie er im Gespräch mit Kanzler Müller bemerkt (1825) – nicht „Ruhe", sondern gleichfalls Tat und Bewegung: „Ich muß gestehen, ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt, wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben."

In diesen und ähnlichen Tönen vernehmen wir bereits den Dichter jenes Faust, der den Anfang des Johannes-

Evangeliums mit den Worten übersetzt: „Im Anfang war die Tat."

Denn auch die Faust-Dichtung, obschon von Puppenspiel und Volksbuch des Mittelalters angeregt, ist nicht etwa die Gestaltung irgendeines äußeren Vorbildes, etwa Herders, sondern in allem Wesentlichen ein erlebtes Gedicht. Wie ja alle Werke dieses Dichters „nur Bruchstücke einer großen Konfession" sind. Aber das Subjektive hat sich objektiviert und erweitert zum Typus.

So verwandelte Goethe alles, was ihn „erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht" und schloß darüber mit sich selber ab, „um sowohl" – wie er in „Dichtung und Wahrheit" (7. Buch) sagt – „meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hiezu war niemandem nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extrem in das andere warf".

Sein Dichten, Schaffen und Gestalten ist eine Entlastungs- und Verwandlungsarbeit.

„Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eig'nen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann". . .

Es sind Worte aus dem „Tasso". Und ebendort lesen wir, sehr bemerkenswert, über die Verklärungskraft des Dichters Worte einer Frau, der Gräfin Leonore Sanvitale:

„Uns liebt er nicht (verzeih, daß ich es sage!):
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl teilt er uns mit". . .

Hiermit berühren wir nun Goethes Verhältnis zum Frauentum.

* * *

Der Dichter Gretchens, der Helena und vieler anderen Frauengestalten steht der Welt des Weiblichen ähnlich gegenüber wie der Natur. In jungen Jahren ist es Rausch und Schwärmerei. Dann beginnt Frau von Stein ihre mäßigende Wirkung auszuüben. Und auf den Streifzügen durch den Thüringer Wald tut sich ihm – wie er in der Geschichte seines botanischen Studiums erzählt – ein vertrauteres, sachlicheres Verhältnis zur Natur auf. Aus dem Naturschwärmer wird ein Naturforscher; aus Liebesschwärmerei entwickelt sich Frauenverehrung. Zwischen Faust nebst Gretchen in den Urskizzen oder Werther nebst Lotte einerseits – und Orest nebst Iphigenie andererseits: liegt eine bedeutende Entwicklung, ein Prozeß der Beruhigung.

„Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf."

Man hat von Frau von Stein, auf die sich Goethes liebende Freundschaft mehr als zehn Jahre hindurch gesammelt hatte, in neuester Zeit mißachtend gesprochen (Ed. Engel), weil sie der Trennung nicht gewachsen war

und über des Freundes bedenkliches Verhältnis zu Christiane Vulpius ätzend und bitter sprach. Wir haben das nicht zu untersuchen; die Bedeutung einer Vulpius für Goethes Alltag liegt nicht auf geistigem Gebiete; uns genügt es, die Wirkungen zu sehen, die durch diese und andere, oft so verschiedenartige Frauen in Goethes Wesen und Dichtungen hervorgerufen wurden. Diese Frauen haben Schönes in ihm geweckt; sie waren Anregerinnen, Musen; er verwandelte ihre Einwirkungen in Gedichte. So waren sie Mitarbeiterinnen an Goethes innerer Welt und wurden selber bereichert.

Prächtig spricht einmal der gereifte Goethe (Herbst 1823) beim Abschied der liebenswürdigen Klavierkünstlerin Szymanowska folgenden Gedanken aus: „Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß . . . sich gleich von Anfang her in unser Innerstes verweben, mit ihm eins werden, ein neues besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen. Und (setzte er mit einer gewissen Rührung hinzu) haben wir dies nicht alle in diesen Tagen an uns selbst erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgesamt durch diese liebenswürdige, edle Erscheinung, die uns jetzt wieder verlassen will, im Innersten erfrischt, verbessert, erweitert? Nein, sie kann uns nicht entschwinden, sie ist in unser innerstes Selbst übergegangen."

Dieses treffende Wort darf man auch auf die andern Mädchen und Frauen ausdehnen, die „erfrischend, verbessernd, erweiternd" auf Goethes Selbst eingewirkt haben.

Von hier aus läßt sich nun der Übergang zur „Faust"-Dichtung bewerkstelligen.

Der „Faust", auch im zweiten, allerdings geistigeren Teil, ist kein abstraktes Ideengedicht. Goethe und Schiller waren keine „Idealisten" im Sinne nebelhafter Geistigkeit. Denn Idealismus ohne Sehorgane für die Gegenständlichkeit der Schöpfung und ohne Empfindungsorgane für die Tatsächlichkeiten des Schicksals wäre Illusionismus. Allegorie ergibt keine große Poesie; denn Poesie ist Herzblut, Poesie ist Erlebnis. So ist auch der „Faust" als Erlebnis zu fassen*). So wie dieses Genie hat Goethe selbst um Erkenntnis, Liebe und Schönheit gerungen. So hat er das „Geheimnis der Liebe", von dem Novalis sagt, daß es von Wenigen gewußt wird, nach Leidenschaften und Irrungen immer feiner erfassen gelernt, bis ihm die Einsicht erwuchs, daß „Ewig-Weibliches", geläuterte Liebeskraft, uns hinanzieht zu höheren Reichen. Man hat Dantes „Göttliche Komödie" das „Epos vom inneren Menschen" (E. Hasse) genannt. Ein glücklicher Ausdruck! Denn in der Tat schreitet der Mensch, der sich entwickelt, durch die Fülle der Laster und Leidenschaften (Inferno) zum Läuterungsberg (Purgatorio) empor und dringt dann weiter, unter Beatrices Beihilfe, in das Reich der reinen Liebe (Paradiso). So ist die Faust-Dichtung ein Drama vom inneren Menschen, von Kampf und Werden der Seele und des Geistes; das

*) Die Hypothese (Günther Jacoby), daß der großzügige Anreger Herder das Vorbild des Faust sei, kann daher nicht in Betracht kommen. Seltsam! Hermann Grimm („Goethe", Schlußkapitel) empfand Herder als — Mephisto.

Lied eines Menschen von großartigem Lebensdrang, eines Genies, der für diesen Lebensdrang Maß, Gesetz, Rhythmus suchte, um nicht haltlos zu zersprühen.

„Ihn treibt die Gärung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust.
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust."

So schildert Mephisto den Doktor Faust. Es ist der chaotisch gärende Zustand eines genialen Mannes; in ihm ist der Drang erwacht, das Abenteuer des Lebens zu bestehen und den Sinn des Daseins zu enträtseln. Es ist derselbe Drang, der die mittelalterlichen Gralsucher hinaustreibt. Manche verderben im Wald Breziljan, Parzival aber findet das Schloß Monsalvat mit dem Gralstempel — findet den Sinn des Lebens, den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht".

Dieses Suchen geht von einem dunklen Drang des Gemütes aus. Es würde im Nebelhaften bleiben, wenn nicht Mephistos kalt-sinnlicher Verstand zu Faust hinzuträte und diese Ideen- und Gefühlswelt zwänge, sich mit der Welt der sinnlichen Gegenständlichkeit zu verbinden. Mephisto ist eine komplizierte Natur. Dieser luziferische Geist ist nicht bloß Anreger im Sinne der bekannten Worte des Prologs im Himmel:

„Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh:
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß, als Teufel, schaffen."

Er ist mehr noch als dieser Anreizer und Aufpeitscher: er ist gegenüber dem Idealisten der Realist, gegenüber dem Pathetiker der Ironiker, gegenüber dem Gefühl der Verstand, gegenüber dem aufbauenden Glaubens- und Schaffens-Drang der nicht gestaltungskräftige Skeptiker, Bezweifler, Krittler. Ein eminent moderner Typus! In allen analytischen, spezialisierenden Zeitaltern, die nicht zu einer großen Synthese in Religion und Poesie drängen, sondern das von früheren Zeitaltern Aufgebaute untersuchen, zersetzen, bezweifeln – in solchen Zeitaltern herrscht Mephisto. Dieser Dämon ist geistreich; er gehört zu den Scharen jenes Ahriman, der sich dem Guten durch Trugbilder und Gaukeleien widersetzt, jenes Luzifer, der sich „Lichtbringer" nennt, da er das grelle Licht der Aufklärung, des Zweifels, des ätzend-spöttischen Angriffs auf dumpfe Zustände oder falsches Pathos in die Herzen wirft – auf falsches Pathos und falsche Würde, denn Echtes läßt sich nicht erschüttern, und der prüfende oder versuchende Teufel steht dann bald davon ab. Immerhin: wir ahnen, daß dieser Geist mit dem Worte „das böse Prinzip" nicht erschöpft ist. Er will das Böse, schafft aber zuletzt das Gute; er muß auch als Teufel Gott dienen; er ist ein Umweg zu Gott. Hindernisse sind dazu da, daß man seine Kraft daran übe; Hindernisse bedeuten also Förderungen, sobald das Ziel mit Energie im Auge behalten wird. Zuviel „gute Tage" können weit schlimmer wirken als böse Tage; dort droht Erschlaffung; rauhe Unbill aber zwingt zur Entfaltung unsrer besten Kraft. Demnach ist im Organismus des Menschen und der Welt der

Stachel des Teufels geradezu eine Notwendigkeit. Ein Faust in seinem Drang zum Licht ohne den dämonischen Geist Mephisto ist so undenkbar, wie das Licht ohne Schatten, Wärme ohne Kälte, Liebe ohne Lieblosigkeit – oder was wir sonst noch an Wirkungen und Gegenwirkungen nennen mögen. Aber das eigentlich Sieghafte und Wesenhafte ist doch immer wieder das Licht, die Liebe – Faust und nicht Mephisto.

Mit diesem führenden und verführenden Gesellen durchwandelt nun Faust den „ganzen Kreis der Schöpfung". Wenn es Mephisto gelingt, „diesen Geist von seinem Urquell abzuziehen" und auf seinem Wege mit herabzuführen; wenn Faust wirklich einmal „mit Lust Staub fressen" sollte, wie die Schlange, untergehend im Sinnengenuß, mit Behagen dem Materialismus fröhnend, erstorben dem Drang nach oben: – nun wohl, so ist der so entadelte, entgöttlichte Mensch ganz von selber Eigentum des Teufels und gehört in dessen Bezirk, da er seines Wesens ein Teil ist. Bleibt er aber besessen vom dunklen Drange nach dem rechten Wege, nach den Höhen, nach Licht und Liebe: so gehört er in die Reiche des Lichtes. Das ist nicht Sache eines juristischen Paktes, das ist vielmehr Sache einer organischen Wesensverwandtschaft, die sich nun im Laufe der Geschehnisse ganz von selber herausstellen wird. Der Pakt ist nur die dichterische Einkleidung.

Und nun kommen diese Geschehnisse, diese Versuchungen. Das erschütternde Erlebnis der Liebe zu Gretchen nach dem düstern Ringen in der Welt der Wissenschaft und Magie; der Dämonismus des Hexenberges; Gretchens Untergang — das wird uns im ersten Teil der Dichtung geschildert. Mit

frisch lebendigen Pulsen dringt der genesene Faust im zweiten Teil in eine weitere und objektivere Welt vor: in das Kaisertum und in das klassische Griechentum, immer von dem Drang besessen, einen möglichst großen Teil der lebendigen Schöpfung umfassend zu verarbeiten. Aber auch Helena und Euphorion zerrinnen ihm unter den Händen; auf das Kaisertum läßt sich keine dauernde Wirkung ins Große ausüben. Aus allem zieht sich der gereifte, durch diese Erfahrungen bereicherte Faust zurück auf einen weise begrenzten Erdfleck und arbeitet hier selbstlos für das Ganze. Und so entfernt er sich auch von der Magie und von Mephisto ganz von selbst oder macht sie sich dienstbar für den aufbauenden, gestaltenden, schöpferischen Zustand, für die schöpferische Tat. Er begehrt nicht mehr in egoistischem Sinne die Welt der Erscheinungen; sie ist ihm Schleier der Maja geworden; er erkennt alles Lebendige als ein „Gleichnis". Faust ist Künstler geworden, ausübendes Werkzeug des Geistes, des schaffenden Lichtes. Der Teufel, der Unstete, der dämonische Sinnengenuß, der sich in Selbsttäuschung und Phantasmagorie bewegt, hat keinen Teil mehr an ihm, der von stetem „Gemeindrang" erfüllt ist. So stirbt er im Ausblick auf neue Möglichkeiten der Arbeit, der nutzbringenden Tat; und sein Unsterbliches schwingt ganz von selber in dieser Richtung weiter: empor in das schaffende Licht, dorthin, wo die „Liebe von oben" dem Drang von unten helfend entgegenkommt.

Nun ist der Sinn des Lebens enträtselt; durch Erlebnis hat sich das Ewige im Vergänglichen entsiegelt, nicht im

Studierzimmer durch Theorien. Und Lynkeus, der Türmer, schaut auf seiner „Schloßwarte", auf seiner Lebensburg, mit den freudigen Worten dankbar zurück:

„Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

„Es war doch so schön" . . . Nicht immer schön im Sinne des Angenehm-Behaglichen, im Gegenteil! Aber schön war es, daß diese „glücklichen Augen" die Verwandlungskraft besaßen oder errangen, das Geschaute in Rhythmus und Schönheit umzusetzen oder die in der Schöpfung waltende „ewige Zier" zu erkennen und mit dem eigenen Herzen in Einklang zu bringen.

So dürfen wir denn das ganze Ringen eines wahrhaften Menschen mit den Widerständen und Materialien der Erde als ein Ringen um Erlösung betrachten. Erlösung: das heißt Loslösung von der Schwere des ungeformten Stoffes in uns und um uns. Das Material bietet das Leben, Hilfsmittel die Wissenschaft, die Religion, die Philosophie, die Kunst; und die Verarbeitungs-Energien sind in uns selbst und werden durch das Schicksal herausgeläutert. So formen und kneten wir den herrlichsten aller Stoffe, das Leben.

Zweites Kapitel.

Gedankengang der Dichtung. Erster Teil.

In der Vorrede zu Jakob Böhmes „Morgenröte" findet sich folgender Satz: „So oft nun die Natur einen gelehrten und verständigen Menschen ausgestattet hat mit schönen Gaben, so hat der Teufel seinen höchsten Fleiß daran gelegt, denselben in fleischliche Lüste zu verführen, in Hoffart, in Begierde, reich zu sein und Gewalt zu haben. Damit hat der Teufel in ihm geherrscht und die böse Qualität die gute überwunden."

Dieser Kampf zwischen Gott und Teufel, zwischen guter und böser „Qualität" oder Eigenschaft, ist das uralte Problem der Menschheit. Goethe hat sich während seiner Werdejahre nicht nur mit Mystikern wie Paracelsus, Böhme und Swedenborg, sondern von jeher auch mit Luthers Bibelübersetzung beschäftigt. Und so war ihm aus dem Buche Hiob jene Stelle bekannt (I, 6—12), wo gleichfalls dieser uralte Kampf um eine Menschenseele programmatisch angedeutet wird: „Es begab sich aber auf einen Tag, da die Kinder Gottes kamen und vor den Herrn traten, kam der Satan auch unter ihnen. Der Herr aber sprach zu dem Satan: Wo kommst du her? Der Satan antwortete dem Herrn und sprach: Ich habe das Land umher durchzogen. Der Herr sprach zu dem Satan: Hast du nicht acht

gehabt auf meinen Knecht Hiob? Denn es ist seinesgleichen nicht im Lande, schlecht und recht, gottesfürchtig, und meidet das Böse. Der Satan antwortete dem Herrn und sprach: Meinst du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet? Hast du doch ihn, sein Haus und alles, was er hat, rings umher verwahrt. Du hast das Werk seiner Hände gesegnet, und sein Gut hat sich ausgebreitet im Lande. Aber recke deine Hand aus und taste an alles, was er hat; was gilt's, er wird dir ins Angesicht absagen! Der Herr sprach zum Satan: Siehe, alles, was er hat, sei in deiner Hand; ohne an ihn selbst lege deine Hand nicht! Da ging der Satan aus von dem Herrn."

In diesen Worten ist die Exposition zu einem Drama gegeben. Goethe bekennt denn auch selber (zu Eckermann), daß er vom „Buch Hiob" Anregung zu seinem Prolog im Himmel erhalten habe; und alle Kommentatoren weisen auf die Stelle hin. Mir scheint aber, daß aus einer weit näheren Quelle des Dichters Phantasie in dieser Hinsicht befruchtet worden ist. Es gab in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wohl keinen deutschen Gebildeten, geschweige denn Dichter, der nicht von Klopstocks ersten Messias-Gesängen starke Eindrücke empfangen hätte. Man weiß, wie bedeutend Goethe in „Dichtung und Wahrheit" mehrfach von Klopstocks Wirkungen spricht (z. B. vom „Messias" und Klopstocks Dichterwürde im zehnten Buch des zweiten Teiles). Nun bilden aber die ersten beiden Gesänge des „Messias" geradezu eine Exposition des folgenden Erlösungsdramas: die Gottheit auf der einen Seite — und

auf der andern die Teufel halten Rat über die Menschheit; Satan aber beschließt, den Gottmenschen zu vernichten und bedient sich dazu des Ischariot.

Die Erklärer des „Faust" gehen seltsamerweise an diesen Grundähnlichkeiten der Dichtung Goethes mit der Dichtung Klopstocks flüchtig vorüber. Sonst müßte ihnen auch die Ähnlichkeit von Klopstocks Schlußgesang mit Goethes Schlußszene aufgefallen sein: jene endet mit dem Himmels-Aufstieg des Messias, wie diese mit dem entsprechenden Aufstieg von Fausts Seele. Dort und hier ist die Handlung aufgelöst in eine Reihe von Liedern oder Lobgesängen. Natürlich ist die Form gänzlich verschieden; aber es ist anzunehmen, daß Goethes Phantasie früh schon von Klopstock her, wenn auch unbewußt, entscheidende Befruchtungen empfangen hat.

Mit einem Prolog im Himmel also beginnt die eigentliche Handlung. Denn das Vorspiel auf dem Theater hängt mit dem inneren Drama weiter nicht zusammen und ist nur dekorative Einleitung, ein poetisches Vorwort, herausgewachsen aus Stoffkreis und Stimmung, die dem Dichter von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" vertraut waren. Der Himmel öffnet sich; drei Erzengel gehen vor der Gottheit her und bereiten die geistige Luft durch ihre edelschönen Gesänge: „Die Sonne tönt nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang". Dann naht der Herr selbst, zunächst schweigend. Unter dem angesammelten „Gesinde" ergreift als Erster das Wort: Mephistopheles. Er tritt vor und gibt in seiner negativen, spöttisch-verdrießlichen

Art, die sich der eben von den Erzengeln verkündeten hoheitvollen Einsicht in die Gesetzlichkeit des Kosmos einfach nicht gewachsen zeigt, Bericht über die Menschen. Deutlich betont er, daß er „von Sonn' und Welten nichts zu sagen weiß"; sein Bezirk begrenzt sich auf die Erde und den Menschen; und auch den Menschen selbst schaut er borniert — so können wir ruhig sagen — begrenzt und einseitig.

Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets vom gleichen Schlag
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein" usw.

Kurz, er ist mit der Erde und ihren Menschen nicht zufrieden; er stellt sich gleich hier als Geist der Verneinung vor. Auf die Frage nach Faust antwortet er dann mit jener bekannten Charakteristik dieses genialen Menschen:

„Ihn treibt die Gärung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust."

Es sind Worte von Bedeutung für die folgenden Vorgänge. Der Herr bestätigt seinerseits das „Verworrene" dieses Dienens, fügt aber sofort hinzu, daß er Faust den-

noch bald in die „Klarheit" führen werde. Und später: es „irrt" zwar der Mensch, „so lang er strebt", aber „ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt". Eine ruhige Sicherheit strömt aus den Worten des Herrn. Und so kann er gelassen dem Teufel Erlaubnis geben, den Faust zu prüfen, zu versuchen.

„Nun gut! es sei dir überlassen.
Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab!"

Wohlgemerkt: „Kannst du ihn erfassen" — wenn du überhaupt den Zugang zu seinem eigentlichen Wesen finden kannst! Darin liegt die Kluft ausgesprochen, die zwischen Faust und Mephisto besteht und immer bestehen wird, so daß sie niemals Gesellen werden können. Aber dem begrenzten Verstande des Versuchers dämmert nichts von dieser Kluft:

„Mir ist für meine Wette gar nicht bange . . .
Staub soll er fressen und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange."

In immergleicher Ruhe schließt der Herr diese „Wette" mit der bedeutsamen Wendung: „Du darfst auch da nur frei erscheinen" . . . Was also doch wohl im Grunde heißt, daß über dem irdischen Geschehen zwischen Faust und Mephisto noch ein Gewaltigeres steht, so daß dafür gesorgt ist, daß dieser „freie" Mephisto die Welt nicht aus den Fugen bringt. Geh' hin, lebe dich aus, tu' nach deiner

besonderen, beschränkten Art – du hast Freiheit! Ja, noch weiter: es ist sogar mein *Wille*, nicht nur meine *Erlaubnis*, daß du hingehst; denn, wir kennen ja schon Mephistos Amt:

„Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen."

Das Wort „du darfst auch da nur frei erscheinen" erfährt also eine merkwürdige Beleuchtung, ja Emporhebung unter höheren Gesichtspunkt: auch der scheinbar die Ordnung störende Teufel muß sich eben durch seine besondere Art in das kosmische Schaffen *einfügen*! Es hat also tiefen Sinn, daß er unter Gottes „Gesinde" steht. Er ist ein *mittelbarer* Diener Gottes, während die Engel unmittelbar in göttlichen Diensten stehen.

„Doch ihr, die *echten* Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der *Liebe* holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit *dauernden* Gedanken!"

Die echten Göttersöhne befassen sich mit der *Liebe* und mit dem *Dauernden*, nicht mit dem flüchtigen Reiz des Sinnlich-Vergänglichen; sie suchen und umschweben den „ruhenden Pol" und zerflattern nicht „in der Erscheinungen Flucht", in die nun der Teufel den Menschen Faust hinabreißen will.

Mit einer spaßenden Wendung schließt Mephisto, und wir sind nun sofort in Fausts Studierzimmer und erlangen Einblick in seine Gärung, seine Tollheit, seine tiefbewegte Brust.

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor". . .

Es ist diese Partie eine der ältesten, die Goethe geschrieben hat, herausgeströmt aus der Stimmung der Sturm- und Drang-Epoche. Es ist ein Bankrott am Studium, und es ist ein Drang nach Neuem: eine Lebenswende! Das Schlußmachen mit der bisherigen Art von Lebensbetätigung gipfelt in dem Wort: „Es möchte kein Hund so länger leben!" Und der Anfang des neuen Versuches drückt sich sofort hinterher in dem bedenklichen Satz aus: „Drum hab' ich mich der Magie ergeben." Fort mit dem dumpfen Alten — heran mit dem frischlebendigen Neuen! Das ist die Summa dieses prächtig-düster strömenden Ergusses.

Wiederholt in diesen Seelenkämpfen des Studierstubenmannes treffen wir auf Wendungen, die Goethes späteres Rezept: rasch-entschlossene Hinwendung zur Natur, erwarten lassen könnten.

„Flieh! auf! hinaus ins weite Land! . . .
Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch, Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?"

Man beachte diese und ähnliche Empfindungen, wie sie dann besonders im Osterspaziergang auftönen! Goethe hat einmal, von seinem melancholischen Schützling Plessing sprechend, sein Hausmittel mitgeteilt, durch das er sich immer wieder den Grübeleien der Innenwelt entrissen hat. Es waren jene Wintertage nach der Campagne in Frankreich, als sich der Dichter zu einem Abstecher nach dem Harz entschloß, um dort ein linderndes Wort für jenen leidenden jungen Menschen zu finden. Es entstand damals die „Harzreise im Winter"; sie gibt eine ähnliche Stimmung des Weltschmerzes wieder, wie sie in den Faustmonologen aufquillt:

„Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad . . .
Öde verschlingt ihn.
Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank? . . .
Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Dürstenden
In der Wüste!"

Es sind Stimmungen, die auch in „Werthers Leiden", in „Tasso" erklingen, die überhaupt schon den siebziger Jahren eigen sind, nach dem Abschied von Friederike, in

den Tagen von Wetzlar, Frankfurt und noch im tollen Weimar. „Süßer Friede, komm', ach komm' in meine Brust!" Und dort, bei Plessing, bemerkt nun Goethe: „Da ich an mir und andren schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagte ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden." So sehnt sich auch Faust aus bestäubten Pergamentblättern hinaus in die grünen Blätter des Lebens, aus dem Studium in die schöpferische Tat. Aber — auch diese Wendung bleibt hier noch Theorie. Wiederum durch das Zauberbuch hindurch naht er sich erst dem Makrokosmos, dann dem Erdgeist: und als ihm der letztere, ein gewaltiger Jupiterkopf, selber erscheint, ist der Eindruck dieser Lebensflamme so gewaltig, daß der Büchermann darunter zu vergehen droht. Durch Magie naht er sich den Lebensquellen; nicht in schaffender Tat, womit der Lebenspulsschlag allein erfühlt werden kann. Erst ganz spät, am Ende des zweiten Teils, wird dann Faust in Wahrheit jene „rasche, gläubige Wendung gegen die Natur" vollziehen, die erlösend wirken wird.

Der Gegensatz zum Famulus Wagner ist der alte Gegensatz zwischen Genie und Kärrner; im Genie ist eine Flamme, im mittelmäßigen Talent ein ruhiges Tranlicht, in dessen Schein der Fleißige und Nüchterne ohne Herzweh behaglich studiert. In Faust steigert sich das herzverbrennende Weh, daß wir nichts wissen können, bis zur Verzweiflung: der Selbstmordversuch ist der Gipfelpunkt dieser Stimmung.

Da setzt die Osterstimmung ein und holt ihn noch einmal hinaus in den heiter ablenkenden Frühlingstag.*)

Über den Erdgeist, sein Verhältnis zu der Sendung Mephistos, seine Stellung im Drama usw. ist beträchtlich philosophiert worden. Man wird sich begnügen müssen mit der Auffassung: daß dieses gewaltige Wesen die reine Summe aller Kräfte des Erdballs ist. Ihm so wenig wie dem Makrokosmos ist Fausts verworrene Seele gewachsen; und so steigert sich seine Verzweiflung: er reift um so mehr dem Bunde mit Mephistopheles entgegen. Der Erdgeist ist Tatengeist; nur der durch Lebensrüttelungen tatkräftig Gereifte und Geläuterte vermöchte den Anblick dieses Wesens unerschrocken zu ertragen, da er ihm nun verwandt wäre. Dieser Faust aber ist weder gefestigter Idealist (Makrokosmos), noch rein und kräftig wirkender Realist (Erdgeist), sondern vorerst – Illusionist (Magie).

Künstlerisch äußerst wirksam tritt nun gerade am Abend des bewegt-lebendigen Ostertages die im Himmelsprolog ausgemachte Versuchung ein. Nach einem kurzen Auf-

*) Über die hier singenden Engel usw. kann ich der verbreiteten Ansicht, z. B. Witkowskis, daß es „selbstverständlich nicht wirklicher Engel Gesänge, sondern von der Gemeinde angestimmt" seien, nicht beipflichten. Diese Chöre, ebenso wie später die Chöre der Geister, sind doch wohl eher als Stimmen der unsichtbaren Welt aufzufassen. Der Geisterchor (1607 ff.), der um die zerschlagene Welt wehklagt, kann sogar derselbe sein, der kurz zuvor in Mephistos Dienst stand. Dies sind Elementargeister, die sich der Situation anpassen. Im obigen Falle vertonen sie Fausts latente Religiosität und klingen aus seinem tieferen Seelenteil, als fromme Gemeinde oder Engel, in seine Verzweiflung empor. Doch mag sich das natürlich jeder deuten, wie es ihm gerade liegt; Poesie darf nicht dogmatisch gepreßt werden.

leuchten in Fausts Gemüt, wovon die wundervolle Naturbetrachtung Zeugnis gibt („Betrachte, wie in Abendsonnenglut" usw.), setzt sich wieder, in Anknüpfung an Gedanken über die Pest, der alte Pessimismus fort. Grade jetzt naht der Versucher in Gestalt eines schwarzen Pudels. Es ist bezeichnend, daß Wagner den „Feuerstrudel" hinter diesem verdächtigen Hund *nicht* bemerkt; zur Magie gehört eine organische Veranlagung, die der Famulus ebensowenig besitzt, wie er von Fausts Genialität gequält wird. Mit dem schwarzen Hund auf den Fersen kehrt also Faust vom sonnigen Osterspaziergang in das dumpfe „Mauerloch" zurück. Die Versuchung hat sich nun in seine düstre Welt eingenistet. Faust hat fortan diesen Schatten bei sich, bis an seinen Tod, und muß nun sehen, wie er mit ihm fertig werden wird.

Es folgt die Beschwörung: aus dem Pudel entfaltet sich Herr Mephistopheles als fahrender Scholar, der übrigens seinen Namen nicht nennt, sondern statt dessen sein Wesen umschreibt: schon dies ist bezeichend nicht für das „Widerspruchsvolle" in Mephisto, wie man oft sagt, sondern für das *Schillernde*. Man darf bei der Deutung oder Nachempfindung Mephistos ja nicht dogmatisch verfahren und etwa allen Nachdruck bloß auf den „Geist, der stets verneint", legen. Dieser Gesell ist schmiegsam und schillert in allen Nuancen. Man beachte die wichtige, noch nicht betonte Tatsache: Mephisto stellt sich in seiner Tonart beim Erscheinen unmittelbar auf Fausts *pessimistische* Stimmung mit schlauem Bedacht ein. Dies erst

beleuchtet so recht die der Situation angepaßten, aber freilich auch einem Teil seines Wesens entsprechenden Worte dieses dämonischen „Schalks" und „Lügners":

„Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist wert, daß es zugrunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element."

Genau dies entspricht der Stimmung des Hausherrn; durch diese Art der Einführung gelangt der Besucher sofort in Fausts Zentrum. Und so entspinnt sich mit dem aufhorchenden, zwischen Tatendrang und absoluter Verzweiflung hin und her geschüttelten Alchimisten ein fesselnder, fangender und einfangender Dialog. Selbst die Möglichkeit eines Paktes — der also doch festes Vertrauen voraussetzt! — mit dem angeblich immer nur „zerstörenden" wunderlichen Sohn des Chaos taucht hier schon auf! Es folgt das Gaukelspiel durch den Geistergesang; die Ratte nagt das Pentagramm auf: Mephisto verschwindet vorerst wieder und läßt zunächst einmal in Fausts Busen die ausgestreute Saat wirken.

Es war hier von Goethe ursprünglich noch eine akademische Disputationsszene gedacht, bei der Mephistopheles als Scolar öffentlich dem berühmten Dr. Faust entgegentreten sollte. Sie ist aber nicht ausgeführt worden. Der Versucher tritt gleich hinterher als Junker im goldver-

brämten Kleid, die Hahnenfeder auf dem Hut, als Weltmann also, in Fausts Stube.

Die Stimmung des Gelehrten hat sich womöglich noch verhärtet. Diese Grundstimmung ist wichtig. Es ist schlechthin ein Lebensbankrott. Der kurze Aufschwung zur Osterstimmung hielt nicht vor; die Übersetzung einiger Urworte des Neuen Testaments wurde abgebrochen. Und so lautet auch jetzt, auf des Teufels Einladung, gleichfalls ein weltmännisches Kleid anzulegen — „damit du, losgebunden, frei, erfahrest, was das Leben sei" — die bittre Antwort:

„In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen" —

— endigend mit den Worten:

„Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt."

Diese Gemütsverfassung steigert sich dann rasch bis zu dem bekannten Fluch — dem Höhepunkt aller bisherigen Ausbrüche. Faust flucht schlechthin allem, was Leben heißt — es muß betont werden: nicht nur der „Illusion" (Witkowski), sondern schlechthin allem, was in seinem bisherigen Zustande als Lebensbewegung in seinen Gefühlsbereich trat. Man muß diese und ähnliche Ausbrüche wesentlich von der Gemütsseite aus betrachten. Es sind Krisen. Die seelische Zerrüttung oder Erkrankung des Gelehrten gipfelt in dieser pathologisch zu betrachtenden Entlastung und Abschüttelung seines bisherigen Lebenszustandes.

„So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!"

Fluch dem Ruhm, dem Besitz, dem Weib und Kind, dem Knecht und Pflug, dem Mammon, der zu kühnen Taten regt, dem müßigen Ergötzen, dem Balsamsaft der Trauben, der höchsten Liebeshuld – kurz, alles was gerade in seinen Wort- und Empfindungskreis fällt, wird in diesem Zustande teilhaftig der Verfluchung.

„Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allem der Geduld!"

Die Geister, die nun ihr „Wehe" über diese Zerstörung singen, hat man vielfach mißdeutet: bald als gute, bald als „verführerisch" durch ihren „gefährlichen Schmeichelgesang" (Schmidt), bald als „gleichsam zweiseitig" (Düntzer), „höhnisch" bedauernd und ebenso „höhnisch" (also doch wohl nicht zweiseitig?) zu neuem Leben auffordernd; nach Witkowski vertritt dieser Chor „Goethes Anschauung: er tritt gleichsam klagend und ermutigend neben seinen Helden und vor die Leser, eine Art subjektiver Dichterwillkür". Das widerspricht nicht unserer einheitlichen Auffassung, daß hier wie überall im „Faust" ein Hereintönen *wirklicher Geisterstimmen* angenommen werden muß. „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen": bei solchen magisch veranlagten Suchern wie Faust greifen eben sichtbare und unsichtbare

Welt ineinander; ja, wir müssen es deutlich sagen: das ganze Werk ist ja eben auf die Möglichkeit solches Grenzverkehrs aufgebaut. Es ist das Wesen der Elementargeister, daß sie sich der Sachlage und den Personen anpassen; es wimmelt von Zeugnissen dieser Art in den Mythologien, Sagen, Märchen; dem Guten sind sie hilfreich, dem Bösen sind sie gehässig, dem Fleißigen geschäftig usw. Und hier sind diese „Kleinen" einfach der Widerhall von Fausts Fluch in der Geisterwelt, aber auch gleich der Weiterhall: denn in diesem Fluch liegt bereits die neue Aufgabe.

„Du hast sie zerstört
Die schöne Welt — —
Kräftiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!"

Die letzten Worte — „in deinem Busen baue sie auf!" — können unmöglich höhnisch, unmöglich weder bös noch gut, unmöglich auch verführerisch gemeint sein: sie sind Programm. Und zwar klassisch-idealistisches Programm, und insofern Widerspiegelung der Anschauung Goethes. Respektvolle Wendungen aber wie „Halbgott" oder „Mächtiger der Erdensöhne" sind nicht als Schmeichelgesang zu beargwohnen, sondern sind zu deuten aus der naiven Art dieser „Kleinen", dieses Gewimmels neutraler Geistchen — die vielleicht später als „Elfen" unter Ariel und in der Helena-Tragödie als Choristinnen mitwirken werden, unendlich verwandlungs- und anpassungsfähig, den Elementen und Witterungen verwandt.

„Dies sind die Kleinen
Von den Meinen,
Höre, wie zu Lust und Taten
Altklug sie raten!". . .

— meint der unentwegt ironisierende, gleichmütig neben dem erschütterten Faust spöttelnde Mephisto.

Der Faust-Leser und Faust-Erklärer muß eben, ohne Wenn und Aber, mit der Tatsache der geistigen Welt, der Geisterwelt, rechnen. Es ist der Eckstein dieser Dichtung. Die vier wichtigen Zeilen des Mephistopheles:

„Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das gleiche tun" —

wären sinnlos, wenn sie nicht einer Kardinal-Anschauung der Dichtung entsprächen. Sogar vor der tödlichen Phiole noch spricht Faust von „neuen Sphären reiner Tätigkeit". Es handelt sich um das tatsächliche „Hier" und um das tatsächliche „Drüben". Richtig aber erkennt Faust — wie sein Dichter —, daß die Frage nach dem „Drüben" nur gelöst werden kann, wenn der Sinn des „Hier" gefunden ist; demnach ist die Betonung der Wichtigkeit unsrer diesseitigen Welt keine Leugnung des „Drüben", sondern eine Lösung für beide Welten. Diese Meinung zieht sich durch Goethes ganzes Leben. Und so betont Faust sowohl hier, als auch am Schluß des zweiten Teils im Gespräch mit der Sorge („dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm") die Notwendigkeit, sich vor allen Dingen

mit Sinn und Zweck des gegenwärtigen Lebens auseinanderzusetzen.

Aber eben diesem gegenwärtigen Leben steht Fausts Gefühl mit vollständigem Pessimismus, ja Nihilismus gegenüber. Und so hat er auf Mephistos behende Worte: „Ich gebe Dir, was noch kein Mensch gesehn" nur eine hohnvolle Antwort.

Auch diese Antwort ist „oft mißverstanden" worden, wie Erich Schmidt mit Recht hervorhebt. Die Worte sind wiederum, wie der Fluch, als eine pathologische, gefühlsmäßige Verhöhnung des auch hier dem negativen Faust gegenüber scheinbar positiv anbietenden Teufels aufzufassen. Aber von „Wünschen" nach „augenblicklichem Genuß" und dergleichen kann ich hier nichts entdecken: es ist Pessimismus in Wunsch- oder Frageform, ein gleichsam „rhetorischer Wunsch", wie man von rhetorischer Frage spricht. Gib mir, dem Bittren, alles Bittre dieser bittren Welt, du alberner Teufel, nicht deine schönen Künstchen — das etwa ist der Sinn.

„Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
Du rotes Gold, das ohne Rost,
Quecksilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt — —
Zeig' mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!"

Unmögliche Dinge also! Es ist ein einzig Hohnlachen gegenüber dem Anerbieten des Teufels; hat doch Faust soeben dem ganzen Leben samt und sonders ab-

sagenden Fluch zugeschleudert – auch und erst recht dem Genuß!

Gelassen-humoristisch bemerkt der Teufel: Nun, warum nicht? „Mit solchen Schätzen kann ich dienen." Doch, guter Freund, diese Stimmung geht wieder vorüber – und was gilt's, du wirst wieder „in Ruhe was Gutes schmausen mögen"!

Jetzt, durchaus in Fortsetzung seiner bisher geäußerten Seelen-Verfassung, bekräftigt nun Faust seinen Zustand durch die folgende wichtige Beteuerung:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen –
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!"

Handschlag von beiden Seiten – und wir sind im Kern des Dramas! Was der „Prolog im Himmel" angesponnen hat, das ist nun auf Erden in Erscheinung getreten. Es ist höchster Bewunderung würdig, wie der Dichter die Handlung seelisch vorbereitet und zu diesem Höhepunkt geführt hat, so daß es wirkt, als ob Faust durchaus nur aus innerem Werdegang heraus ganz von selber zu solcher Wette käme, die mit der Himmelswette nicht in Widerspruch steht. Faust müßte – und das sei den Darstellern gesagt – titanischer gespielt werden, als das gemeinhin üblich ist: dieses Genie ist voll Feuer und Drang, unstet schlürft

er in seinem Löwenbau einher; wenn auch von außen nicht mehr jung, ist er doch im Innern Feuer, Kraft, Verzweiflung, ein gefesselter Prometheus. Es bedarf für sein Inneres keines verjüngenden Trankes; denn in dieser Verzweiflung und Unrast lodert bereits die künftig ausbrechende Sinnlichkeit.

Feurig muß dieser Titanide sein gegenüber dem kühl gewandten, absolut herzlosen Ironiker Mephisto. Da steht nun also Faust, mit verwühltem Haar, sprühend vor innerer Glut, Hand in Hand mit dem Lebemann und vermeintlichen Menschenkenner, hat die brennenden Augen ins Visionäre gerichtet und ruft:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann werd ich gern zugrunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!"

Der Bund ist geschlossen. Ein feurig Herz hat sich mit einem eiskalten Verstand – ein Genie mit einem geriebenen Ironiker verbündet. Es wird nun abzuwarten sein, ob Mephisto diesen Götterfunken ersticken und Fausts Seele damit sich und seinem Revier einverleiben wird. Das ist der Sinn der Wette.

Damit gewinnt aber auch – und das ist bemerkenswert! — die andere Hälfte von Fausts Seele, der Tatendrang, nach so viel gehäuftem Pessimismus neuen Aufschwung.

„Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist gerade das, was ich verspreche" –

sagt nun der Mann, der soeben so bitter geflucht hat. Eine neue Lebensepoche hat begonnen mit dem neuen Grundton: „Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit!"

Wir haben bereits angedeutet: in Fausts Bitterkeit lodert verhaltene Lebensglut und Sinnlichkeit. Ein Pessimismus, der so wilde und zwar so viele wilde Worte findet, ist keine Lebensverneinung, sondern lodernde Unrast. Es ist Verneinung des bisherigen Zustandes. Sofort flammt denn nun, da Mephisto neue Wege öffnet, das eigentlichste Wesen des Genies auf; und dieses Wesen ist Lebensdrang. Noch gibt er nicht zu, daß er nach „Freuden" dürstet, er nennt es pessimistisch „Taumel", wie denn auch seine Stimmung noch viel zu erregt und unabgeklärt ist. Allein es tönt doch auch schon der Drang nach schöpferischer, ja nach gemeinnützig menschheitlicher Betätigung auf, freilich wieder in pessimistischer Farbe: er will sein eigen Selbst zum Selbst der Menschheit erweitern und – freilich – am Ende wie sie selbst zerscheitern. Immerhin: er „will" wieder!

Höchst bedeutsam! Man erwäge den Umschwung! Was keine Ostergesänge und kein Osterspaziergang fertig gebracht haben, dem angeblich nur zerstörenden Teufel gelingt es: diesen Faust wieder in die Lebensbewegung hineinzulocken. Schafft er nicht hier schon ein Gutes? Wenn auch seine persönlich-geheime Absicht ist, den Neubelebten zu verderben: das Gute besteht doch darin, daß dieser – in seiner Art sehr lebenserfahrene – Realist in Fausts Notlage

ein Reizmittel bedeutet; er drängt ihn zum Anschluß an das pulsierende reale Leben, er holt ihn heraus aus der Studierstube nicht in Geistigkeit, die hier jetzt nichts helfen würde, sondern in die reizvolle Buntheit der materiellen Welt.

Mephisto gehört also in Wahrheit zu Gottes „Gesinde". Diesen bankrotten Gelehrten konnte nur er, kein Engel vom Himmel, wieder in das Lebensspiel hinausreizen. Durch ihn findet Faust den Anschluß an die Kräfte und Triebe der Natur; daß dieser Anschluß mephistophelisch gefärbt ist – und bezeichnenderweise in einem Weinkeller und in einer Hexenküche beginnt, ist eine Sache für sich.

Wir übergehen die berühmte, wirksame Schülerszene, die im beißenden Spötter Mephisto auch Goethes Gedanken zur Entlastung kommen läßt, übergehen auch die derblustige Zechergesellschaft in Auerbachs Keller. In diesem Zechlokal, ebenso wie anfangs im Hexenlokal hält Fausts Widerwillen gegen Mephistos Künste an; er bleibt, der er im Studierzimmer war. Seiner düstern Glut widersteht das tolle Zauberwesen. Es wird wohl nichts helfen, er wird durch ein stärkeres Verjüngungsmittel – durch ein jungfräulich blühendes Menschenkind – in neue Lebenswärme hineingerissen werden müssen.

Hier sind nun noch innere Überleitungen beachtenswert. Es glüht in Faust ein dumpfer Drang, der von Mephisto gegen Ende der letzten Studierzimmer-Szene immer deutlicher in die sinnliche Welt hinausgeleitet wird. Das neue Lebensrezept, das er Faust vorschlägt (Vers 1790 ff.), läuft

auf bewußten Sinnengenuß hinaus: sich „mit warmen Jugendtrieben nach einem Plane zu verlieben" –

„Möchte selbst solch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen."

Weder dem Makrokosmos noch dem Erdgeist war Faust kongenial: aber dieser „Mikrokosmus" bietet sich nun anscheinend erfolgreich an.

Faust:

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen;
Nach der sich alle Sinne dringen?

Mephistopheles:

Du bist am Ende – was du bist.

Resigniert bekennt Faust, daß er in der Tat am Ende seines Witzes ist; es quillt innerlich keine neue Kraft, er ist dem Unendlichen nicht um ein Haar breit näher. „Drum frisch!" hetzt nun Mephisto immer wieder, „laß alles Sinnen sein; und grad' mit in die Welt hinein"!

„Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis geführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Faust:

Wie fangen wir das an?"

Er fragt; und Mephisto übernimmt Antwort und Führung. So setzt denn die Hexenküche das Werk, das im Studierzimmer begonnen worden, folgerecht fort.

Wieder tönt hier ein Klang auf, der uns, die wir den Schluß wissen, aufhorchen läßt. Philemon und Baucis wissen dieses andre Verjüngungsmittel.

„Begib dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise" — —

— das ist das „beste Mittel", dich zu verjüngen. Der hundertjährige Faust wird einst Spaten und Hacke schätzen lernen, wie Goethe die „weise Beschränkung" in tätiger Arbeit geschätzt hat. Einstweilen antwortet noch der Stubengelehrte:

„Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen."

Nun also, so muß denn das andere Verjüngungsmittel her, das gefährlich-sinnliche Mittel: der magische Trank mit allen seinen Folgen. Wobei wir aber auf den Trank an sich nicht so großen Wert legen: er ist, wie der Pakt, mehr symbolische Versichtbarung als eigentliche Schaffung des sinnlichen Fiebers. Denn in Faust glüht bereits die Vorbedingung zur folgenden Tragödie.

Übrigens bekennt hier der Teufel, daß er die Beschaffung dieses Trankes nicht selber besorgen kann — wie er im zweiten Teil nicht selber zu den „Müttern" hinabzusteigen vermag; aber er besitzt dort den „Schlüssel" — und hier hat er es die Hexe „gelehrt".

„Der Teufel hat sie's zwar gelehrt,
Allein der Teufel kann's nicht machen."

Er besitzt das Wissen, aber nicht die schöpferische Kunst und Kraft. Ein bezeichnender Zug! Weder Verjüngungstrank noch Homunkulus oder Helena sind des Teufels Werk, sie sind sein Mittel, sie kommen zustande unter seiner Beihilfe. Aber sie entgleiten ihm auch wieder, er beherrscht nicht ihre Wirkungen und Folgen.

Das Geschwätz und die Hantierungen in dieser Brodelküche – eine Art Chaos des Brauens und Werdens – im einzelnen zu deuten, dürfte schwer fallen. Aber doch haben wir einiges zu sagen, was den landläufigen Deutungen widerspricht.

Da bringen die Meerkatzen dem Mephisto eine „Krone". Er hat kurz vorher nach einem „Topf" oder „Kessel" und dessen Sinn und Zweck gefragt. Die Katzen lachen, daß er das nicht weiß, nötigen ihn in einen Sessel, bringen ihm eine Krone – die sie also offenbar jenem Topf entnommen haben.

„O sei doch so gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!"

Gewöhnlich werden diese Zeilen als Anspielung auf die französische Revolution gedeutet! Sollte wirklich Goethe im Jahre 1788, als er diese Szene zu Rom schrieb, an den französischen König gedacht haben? Und was in aller Welt soll denn hier die französische Revolution? Nein, es sind „Gedanken" („und wenn es sich schickt, so sind es Gedanken"), mit denen hier die affenartig verzerrenden Tiere spielen. Und die Szene ist eine Parallele, eine fratzenhafte, doch symbolische Begleitmusik zu dem gleichzeitigen Monolog Fausts vor dem Spiegel. In diesem Spiegel

schaut der von ungeläuterter Lebensglut durchpulste Gelehrte eine Spiegelung seines Dranges: das Weib. Die in ihm wühlenden, gährenden und begehrenden Kräfte verdeutlichen und verdichten sich in diesem geisterbelebten Laboratorium. Dieses Hexenrevier ist im Kleinen eine Art „Mütter"-Revier; hier brennt und lockt im Spiegel das Bild eines Weibes, dort entsteigt dem Chaos das Bild des Weibes Helena.

Das ist bedeutsam und viel tiefer zu durchdenken als dies gemeinhin geschieht. Tatsächlich kommt dadurch Faust dem Sinn und Pulsschlag des warmen, natürlichen Lebens näher; das Weib ist ein stärkerer und besserer Repräsentant der zeugend-gebärenden Lebensbewegung als das bloße Gedankenwerk der Spekulation. Vorerst ist es noch das Sinnlich-Weibliche; einst wird es ein Ewig-Weibliches sein, eine Madonna und eine verklärte Büßerin.

Fausts Gedankenwelt und Gedankenwürde — seine „Krone" — geht in dieser Hexenküche, vor dem Spiegel, vollends in Stücke. Und bald wird in Stücke gehen ein Menschenschicksal, über das hier bereits — durch den sinnlich aufpeitschenden Verjüngungstrank — die Würfel fallen: das gute Gretchen.

Über den leisen Einwurf der Hexe: „Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt, so kann er, wißt Ihr wohl, nicht eine Stunde leben" — geht Mephistopheles lächelnd und wissend hinweg: denn dieser Faust ist „vorbereitet" genug!

Da steht er nun endlich, wo Mephisto ihn haben will: in der Straße einer deutschen Stadt. Und es folgt nun,

unmittelbar hinter dem Chaos der Hexenküche – wie im zweiten Teil unmittelbar hinter dem Chaos der pharsalischen Nacht Helena auftritt – die Begegnung mit Gretchen. Und damit setzt eine der erschütterndsten Dichtungen ein, die überhaupt je geschrieben worden sind. Wir ahnen, daß diese Begegnung, die so einfach, so unbefangen, fast spielend anfängt – wie in Shakespeares „König Lear" die Frage an die Töchter, welche wohl den alten König am meisten liebe – wir ahnen, daß diese Glut, die in Faust eingesperrt wühlt, zur Katastrophe führen muß.

Es ist nicht nötig, über die liebreizende Gestalt Gretchens und die unmittelbar verständliche Liebesgeschichte hier viel Worte zu machen. Da sprechen die Vorgänge für sich selber. Das Ganze, schon im Urfaust ein gewaltiger Wurf, klingt wie eine wehmutvolle Ballade von Lieb' und Leide. Und der Teufel steht daneben und hetzt.

„Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?"

So setzt es ein – und „Heinrich, mir graut's vor dir!" mit diesem Aufschrei im Kerker endet die Begegnung. Dazwischen liegen eine vor Gram gestorbene Mutter, ein im Zweikampf erstochener Bruder, ein getötetes Kind – und ein gänzlich zerrüttetes junges Mädchen.

„Doch – alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!"

– sagt Gretchens schmerzlich-verwunderte Einfalt; aber Mephisto kichert: „Hab' ich doch meine Freude dran!"

In dieser ergreifenden, von Himmelslicht und Höllenschein durchblitzten, zuletzt jäh, stark und rasch in der un-

vergleichlichen Kerkerszene abschließenden Liebestragödie sind zwei Unterbrechungen, die noch einige Erwägungen verlangen.

Da ist die Szene „Wald und Höhle" mit ihrem erhabenen Eingangsmonolog. Dieser Monolog („Erhab'ner Geist, du gabst mir, gabst mir alles") taucht zuerst im Fragment auf, stand aber an andrer Stelle; und er scheint auch jetzt nicht recht in die Stimmung zu passen, so schön er auch an sich ist. Denn rund herum, schon seit Auerbachs Keller und der Hexenküche, bemerken wir nur einen heftig verliebten Faust, haben uns aber nicht den Eindruck verschafft, daß die Natur wirklich sein „Königreich" sei, daß er wirklich „in ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freundes" schaue, daß er die Wesen im „stillen Busch" als „Brüder" zu empfinden überhaupt beruhigt und zartstill genug wäre. Vielmehr ist er ja in steten Spannungszuständen, hat einen Feuertrank im Leibe, war in der Studierstube am Rande des Wahnsinns. Und so scheint der Monolog zwar Goethes Stimmung in Rom, nicht aber Fausts Zustand zu kennzeichnen. Die letzten elf Zeilen könnten als Überleitung gedichtet sein, damit der an sich herrliche, sicher und erhaben tönende Monolog sich in die Faustdichtung eingliedern lasse.

Künstlerisch kann man ihn freilich den retardierenden Momenten – den Ruhepausen – dieser Tragödie eingliedern. Und es läßt sich die Frage hinzufügen: sollte Faust doch inmitten aller Lebensbewegung anfangen, ein höheres Verhältnis zum „Erdgeist" zu ahnen als dort in der Studierstube? Kommt er ihm näher?

Zu diesen aufhaltenden Episoden gehört noch manches:

Faust in Gretchens Stube ist hierin wohl das Ergreifendste, was sich der Katastrophe entgegenstellt. Hier wird in zärtlich-inniger Kleinmalerei der Frieden des geordnet und gesittet dahinlebenden Bürgertums ausgebreitet. Es ist die Gemütsstimmung von „Hermann und Dorothea", ein Zustand, den Goethe schon im „Werther" und „Götz" andeutend nachzuempfinden gewußt hat, der Zustand von Philemon und Baucis — der heißen Faust-Unrast unerreichbar! Dieser mild-maßvolle Gleichgewichtszustand ist es nicht zum mindesten, was diese in sich geschlossene Mädchenblume Gretchen für den umgetriebenen Faust so anziehend macht; dieser fliegende Holländer sucht hier seine Senta, sucht Erlösung und Frieden. Aber das kleinbürgerliche Reich ist nicht mächtig genug: die Hütte von Philemon und Baucis lodert in Flammen auf, wo ein Genie zugreift; und so hat dieser unselige Faust auch hier Feuer im Handgriff und verbrennt das kleinbürgerlich-holde Kind. Gretchen ist in dieser einfach-homerischen Welt eine Nausikaa, die einen Odysseus nicht festhalten kann.

Noch einmal, kurz vor der verhängnisvollen Verabredung mit dem Schlaftrunk, taucht jenes berühmte, ganz gefühlsmäßig zufassende Religionsbekenntnis als retardierendes, warnendes Moment auf. Es ist tragisch, wie groß hier Faust von Gott spricht — und sofort hinterher, noch in der Nachschwingung des Gefühles, drückt er dem schuldlosen Kinde das höchst schuldvolle Fläschchen in die Hand, womit sie die Mutter betrügen soll. Bedeutsam schiebt sich freilich, zwischen geistigem Religionsgespräch und ungeistiger Ver-

abredung, des liebetrunkenen Gretchens Ausdruck des Grauens vor Mephisto ein; dies bildet den Übergang. Und – wie hinter dem Famulus Wagner bei Schaffung des Homunkulus Mephisto steht, so lauert auch hier Mephisto an der Tür und befördert das Verhängnis.

In uns allen bekämpfen und reizen sich Faust und Mephisto, Göttliches und Materielles, Edelsinn und Egoismus. Und so verbrennt das reine Gretchen im sinnlich-mephistophelischen Element, das in Gestalt leidenschaftlicher Liebesbrunst in diese sonst unzugängliche Seele einflammt. Es scheint, wir müssen alle irgendwie durch Luzifer hindurch, um wieder zu Gott zu kommen. Zwischen Dom nebst Madonnenbild einerseits – und sinnlicher Erdenlust andrerseits bewegt sich nun Gretchens aufgestörtes Leben. Sie stirbt daran und verliert den Verstand an diesen unfaßbaren Gegensätzen der Schöpfung.

Der groteske Besuch auf dem Blocksberg, die „Walpurgisnacht" (mit dem überflüssigen Oberonspiel), bildet zwar den Tiefpunkt in Fausts Niedergang zur Sinnlichkeit, aber auch den Umschwung. Dieser Umschwung bekundet sich sogleich hinterher in der äußerst leidenschaftlichen Prosaszene „Trüber Tag. Feld". Es ist die einzige Prosa, sie wirkt um so unmittelbarer, durchpulst von der Gewalt eines völlig ernüchterten, zur Erkenntnis der Sachlage durchgedrungenen, von Zorn und Qual gepeitschten Leidenschaftsmenschen.

Aber es ist zu spät. Mit herrischem „Her zu mir!" wird ihn Mephisto vom totbereiten Gretchen fortreißen und bis zum physischen Tode fortan nicht mehr von der Seite lassen.

Drittes Kapitel.

Gedankengang der Dichtung. Zweiter Teil.

Den ersten Teil des „Faust" dürfen wir zusammenfassen in die Worte: Gretchen-Tragödie; der zweite Teil des „Faust" gestattet zum großen Teil die Bezeichnung: Helena-Tragödie.

Von Tragödie können wir in beiden Fällen sprechen: sofern hier wie dort der Besitz dem ungeläutert begehrenden Faust zerrinnt.

Sobald man diese beiden Gesichtspunkte festhält — Gretchen im ersten, Helena im anderen Teil —, hat man ein erstes Verhältnis zum schwereren Teil der Lebensprüfungen gefunden, die nun der Myste Faust durchmachen muß.

Die Helena-Dichtung ist im Nachteil gegen die Gretchen-Dichtung. Denn hier, bei Gretchen, sind wir unter lebensvollen Menschen unsers eigenen Blutes. Die Gretchen-Dichtung ist lebenswarme Unmittelbarkeit; der Eindruck ist stark und greift jedem Fühlenden ans Herz. Auch ist die Zeitstimmung, das deutsche Bürgertum, uns verwandter und vertrauter. Dazu kommt noch, daß die entscheidenden Szenen in stürmischer Jugend geschrieben oder doch entworfen sind, durchpulst von heißem Blut.

Demgegenüber ist in der wiederbeschworenen griechischen Heroine Helena etwas Magisches. Denn dieses klassische

Erlebnis ist ja keine erdhafte Begebenheit, sondern – wenn auch mehr als bloße Phantasmagorie – doch wesentlich *seelischer Vorgang*. Zwar Allegorie dürfen wir das nicht ohne weiteres nennen; das wäre nicht erschöpfend und könnte sogar zu einem Irrtum verleiten. Faust *erlebt* diese phantastischen Dinge *seelisch*; diese Erlebnisse, wenn auch auf seelischem Gebiete, sind für ihn *Tatsachen höherer Art*; sie üben Wirkungen auf sein Innenleben aus und treiben ihn in der Entwicklung voran. Doch hat er in diesem zweiten Teile seit Gretchens Tode gleichsam den Boden unter den Füßen verloren; alle diese Geschehnisse schweben in der Luft, muten uns phantastisch, allegorisch, symbolisch an – oder was wir sonst für Ausdrücke wählen wollen, um die magische Luft des zweiten Teils der Faust-Dichtung mit Befremden zu kennzeichnen. Wir haben eine neue Sphäre betreten; wir müssen uns nach der erschütternden Erdhaftigkeit der Gretchen-Tragödie erst an die geistigere Luft des zweiten Teiles gewöhnen; und sie mutet uns – das kann nicht bestritten werden – ein wenig abstrakt und barok an.

Mit Gretchens verhallenden Rufen in der dumpfen Kerkerszene schloß der erste Teil. Das Bürgermädchen – „diese gute Seele, die sich einmal nur vergessen, die nicht ahnte, daß sie fehle" – hat sich den himmlischen Heerscharen anvertraut:

„Dein bin ich, Vater, rette mich!
Ihr Engel, ihr heiligen Scharen,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!"

Im Himmel werden wir später ihrem verklärten Geist wieder begegnen.

Dagegen Faust, vor dem ihr nun graut, wie ihr schon immer vor Mephisto gegraut hat, wird von seinem Begleiter hinweggerissen in endlos neue Irrsale.

Auf blumigem Rasen wacht er wieder auf. Der Gegensatz der hellen Landschaft zu der schwarzen Kerkerstimmung ist der denkbar größte. Faust hat für einen Augenblick, eine Ruhepause hindurch, die Berührung mit dem kräftigenden Boden der Natur wieder gefunden: ein Ausgleichmittel, das ja Goethe selbst in seinem Leben so oft angewandt hat. Der reine Luftgeist Ariel, der auch in Shakespeares tiefsinnigem Mysterium „Der Sturm" über der Lebensinsel schwebt, singt seinen anmutigen Frühlingsgesang, begleitet von Elfen, umtönt von Äolsharfen.

„Wenn der Blüten Frühlingsregen
Über alle schwebend sinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebor'nen blinkt:
Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann."

Mit Wort und Tat der helfenden Liebe beginnt also der zweite Teil des „Faust", wie er ausklingt in Taten und Worte helfender Liebe.

„Vollbringt der Elfen schönste Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heil'gen Licht!"

Genau genommen, ist hier das Programm des zweiten Teiles enthalten: „gebt ihn zurück dem heil'gen Licht!" In den Finsternissen des irdischen Kerkers endete der erste Teil; der zweite wird enden im „heiligen Lichte" himmlischer Freiheit. Aber so hoch können Elfen und überhaupt Naturgeister nicht führen; sie können zunächst nur mit den Mitteln der physischen Erde wirken: sie können ihm wohltätigen Schlaf geben und im Schlaf angenehme, ermunternde Suggestionen. Das tun sie denn nun auch im folgenden melodischen Chor: „Wenn sich lau die Lüfte füllen um den grünumschränkten Plan" usw., bis sich unter „ungeheurem Getöse" das Herannahen der Sonne verkündet. Es ist hier ein deutlicher Anklang an den Himmelsprolog des ersten Teiles. Dieser Gang der Gestirne wird in der geistigen Welt anders geschaut und vernommen, als auf der irdischen Fläche: dort ist das Licht zugleich Ton. Der Geist Ariel verkündet diese sphärische Erscheinung mit entsprechenden sonoren Worten.

„Horchet! horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren . . ."

Die Elfen verschwinden, der Fülle des Lichtes nicht gewachsen; und Faust erwacht, zu neuer Ausfahrt gekräftigt.

In erhaben-schönen Terzinen drückt sich diese kraftvollruhige Stimmung aus; und zugleich rührt sich wieder das für einen Faust zumeist Bezeichnende: der Drang, das Streben, das Suchen.

„Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Äther'sche Dämmrung milde zu begrüßen.
Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig
Und atmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben. . ."

Der Monolog ist Programm. Dem Anschauen der Sonne ist der Erwachte nicht gewachsen, wie ja wir alle nicht mit unseren körperlichen Augen. Aber man darf hier einen tieferen Sinn in der Betonung dieser Tatsache sehen: Faust wendet sich geblendet, vom Augenschmerz durchdrungen, von der Sonne ab und betrachtet nun ihre Wirkungen, ihren „farbigen Abglanz". Und hier, in der zweiten Hälfte dieses Monologes ist denn auch die innere Anknüpfung an die Gretchen-Tragödie zu suchen:

„Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb', ist's Haß, die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer?
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns im jugendlichsten Schleier" — —

— aus dem Phaëton-Brand also hinweg, den wir in Leidenschaft und Torheit entzündet haben, weil wir nicht reif waren, hinweg zu neuer Kindlichkeit und Unschuld, um von vorn zu beginnen, diesmal vielleicht besonnener als zuvor. Und indem wir nun die herrlichen Wirkungen der Sonne betrachten und uns am farbigen Abglanz freuen, sind wir in einen neuen Zustand eingetreten: aus dem Begehren in

das reine Schauen. Das ist der programmatische Sinn dieses Monologs, mit dem nun Faust zu neuer Tätigkeit erwacht. Wir werden gleich sehen, ob er seinem eigenen Programm in Tat und Wahrheit gewachsen sein wird.

Sofort hinterher werden wir in den Thronsaal des Kaisers versetzt. Es ist bezeichnend, daß Mephisto in dieser ersten Szene gar nicht auftrat; zu dieser positiven Stimmung paßt nicht der Geist der Verneinung. Jetzt aber springt er sogleich in den Vordergrund und übernimmt am Kaiserhof die Führung der wieder einsetzenden Illusionen und Verwicklungen.

Kaiser, Hofgesinde, Astrolog, Publikum — wir sind im dichtesten Gedränge des Lebens, das statt mit zarten Elfengesängen mit Trompetenstößen sich bemerkbar macht. Des Kaisers Narr ist betrunken unterwegs liegen geblieben; statt seiner stellt sich Mephisto mit den Rätselworten vor:

„Was ist verwünscht und stets willkommen?
Was ist ersehnt und stets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart gescholten und verklagt?
Wen darfst du nicht herbeiberufen?
Wen höret jeder gern benannt?
Was naht sich deines Thrones Stufen?
Was hat sich selbst hinweggebannt?"

Man pflegt diese Rätselfragen einfach mit dem Worte Narr oder Narrheit zu beantworten. Doch ist die Deutung „Geist" vielleicht umfassender: Geist, der allerdings auch die Form der Narrheit annehmen kann und in der Hofnarrenzeit annehmen mußte, da die Wahrheit oft bedenklich

vom Thron verbannt war. Hier nun, vor dem Kaiserthron, bietet sich ein sonderbares Schauspiel: die Wahrheit ist nicht verbannt, es bedarf des Umweges durch den Narren nicht, die Staatsbeamten schildern des Reiches verworrenen Zustand unverblümt. Es stellt sich das Sonderbare ein, daß der „Geist, der stets verneint", eben Mephisto als Narr, in dieser allgemeinen sorgenvollen Verneinung, in diesem Chaos der Negation, der einzig positive Geist zu sein scheint, da er mit Zuversicht die Dinge betrachtet und ins heiterste Licht rückt. Er schaut, in seiner Betrachtungsweise, rund um sich her „guten Willen, kräftig durch Verstand" und „vielfältige Tätigkeit":

„Was könnte da zum Unheil sich vereinen,
Zur Finsternis, wo solche Sterne scheinen?"

So reizt und ermuntert der Schalk der Verneinung den Herrscher des gefährdeten Reiches. Es fehlt nur „das Geld", meint er; und das werden wir schaffen durch „Natur- und Geisteskraft": überall im Boden liegen ungemünzte Schätze, wir zaubern sie heraus.

Es ist das ein feiner Punkt. Mephisto weist auf das Gold hin, das im Boden ruht; und wie endet Faust? Indem er Land urbar macht! Das ist also dann erst, im fünften Akt, des wahrhaft positiven, wahrhaft schöpferischen Geistes schöpferisches Gold. Hier aber findet in allem scheinbar Positiven dieses Mephisto dennoch eine Steigerung der Zerrüttung statt; denn das Gold, das nun Mephistos Magie herauszaubern wird, vermehrt ja nur und beschleunigt den Untergang. Es ist nicht von Goethe betont, aber an-

zunehmen: der Aufstand nebst Krieg im vierten Akt ist die Folge der durch Mephisto *nicht* beseitigten, sondern *gesteigerten* Mißstände. Ein neues Beispiel dafür, daß Magie nur vorübergehend helfen kann, daß aber wahrhaft hilft nur die Erneuerung von innen heraus. So schafft denn hier Mephisto — *Papiergeld*, Assignaten, das heißt also: Anweisungen, vom Kaiser auf dem nun kommenden Maskenfest unterzeichnet, Anweisungen auf bares Geld, wofür der Kaiser mit dem bis jetzt noch verborgenen, im Boden ruhenden, ungeschürften Gold aufzukommen verspricht.

Wir müssen hier sogar gegen Mephisto ganz gerecht sein. Auf die ungeduldige Bemerkung des geldbedürftigen Kaisers:

„Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht —
Zieh deinen Pflug und ackre sie an's Licht!"

erwidert Mephisto, der als Geist und Witz neben dem Throne steht, sehr fein:

„Nimm Hack' und Spaten, grabe selber,
Die *Bauernarbeit macht dich groß*,
Und eine Herde gold'ner Kälber,
Sie reißen sich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannst du dich selbst, wirst die Geliebte schmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät."

In den letzten Zeilen flittert wieder Mephisto durch, der das Erworbene in Glanz und Genuß umsetzt; dagegen die ersten vier Zeilen sind ein gesundes landwirtschaftliches Programm zu nennen, das ja schon im ersten Teil antönte und das man kurz in die Worte zusammenfassen

könnte: Lieber Kaiser, es steckt in der Tat Gold im Boden, grabe nur, erfahre den Segen der Arbeit! Daß aber dieser tiefere Sinn nicht verstanden werden wird, daß der Kaiser nicht in dem Sinne, wie später Faust, graben lassen wird, daß es diesem Herrscher vielmehr um den Genuß zu tun ist: das weiß Mephisto. Und so behandelt er den jungen Leichtlebigen ganz entsprechend.

Denn der Sinnengenuß mit all seinem verwirrend bunten Taumel ist Mephistos ahrimanisches Reich. So gießt sich denn nun über den verlodderten Hof ein Maskenfest aus, ein „lustiger wilder Karneval". Und Mephisto macht mit triumphierendem Blinzeln die Schlußbemerkung:

„Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Toren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein."

In dem nun anhebenden Karnevalstreiben betreten wir also wieder das Reich des Scheines, der Maya, der Magie und Illusion. Es ist in diesem ersten Akt ein Seitenstück zu der umfassenderen, großzügigen Scheinwelt der pharsalischen Nacht, der klassischen Walpurgisnacht. Hier wird vom Herold ausdrücklich betont, daß wir nicht mehr „in deutschen Grenzen" sind:

„Ein heitres Fest erwartet euch.
Das Heer, auf seinen Römerzügen,
Hat, sich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überstiegen,
Gewonnen sich ein heitres Reich."

Also eine erste Hinwendung zur Antike; oder doch eine Wendung nach dem heitren Süden, nach Südland, nach Sinnenland. In diesen traumhaft vorüberziehenden Bildern sind Lebenszustände symbolisiert – wie ja der weimarische Hof solche Maskenspiele liebte – beginnend mit Gärtnerinnen und den Genien ihres Bezirkes, also mit harmlos-heitrem Schäfer-Idyll; anwachsend zur bereits weniger harmlosen Mutter, die ihr Töchterchen an den Mann zu bringen sucht; belebt durch männliche Gegenstücke zu den Gärtnerinnen (Holzhauer, Fischer, Vogelsteller), denen sich wiederum weniger harmlose „Parasiten" zugesellen („schmeichelnd-lüstern"), und gipfelnd im ersten Abschnitt im Trinklied des Betrunkenen. Dann folgt ein neuer Lebensbezirk: das Reich der Poeten mit ihrem mythologischen Gefolge, worunter weder Grazien, noch Parzen, noch Furien fehlen. Ihnen schließen sich seelische Erregungszustände an: Furcht, Hoffnung, Klugheit, und sagen ihr Sprüchlein herunter, wiederum abschließend mit einem Entartungsbild: mit dem vom Herold entzwei geprügelten Schmäher Zoilo-Thersites, aus dessen zertrümmertem Körperklumpen eine Otter und eine Fledermaus herausplatzen und sich an ihr Werk begeben, die Atmosphäre zu verderben.

Schon wird der Volksmenge unbehaglich zumute: „Ganz verdorben ist der Spaß – und die Bestien wollten das" – doch da kommt eine belebende Gegenwirkung. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo der „Knabe Wagenlenker" farbig und prächtig in den „verdorbenen Spaß" einströmt. Der Aufgabe, die „Bedeutung" dieser neuen Gestalten „amts-

mäßig zu entfalten", fühlt sich der Herold nicht mehr gewachsen.

„Aber was nicht zu begreifen,
Wüßt' ich auch nicht zu erklären;
Helfet alle mich belehren!"

Auf vierspännigem Wagen – der aber nicht die Menge teilet, also gleichsam in Lüften kommt, geistiger Art ist, höheren Sphären angehört als das bisherige Gewimmel – schnaubt ein magischer Zug heran, „mit Sturmgewalt", so wie dort im Anfang des Aktes die Sonne mit „Getöse" naht. Und der sonnige „Knabe Wagenlenker" ruft:

„Halt!
Rosse, hemmet eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meistert euch, wie ich euch meistre!
Rauschet hin, wenn ich begeistre!"

Es ist eine Phöbus-Apollo-Stimmung, die nun anbricht nach dem bisherigen Getriebe niederer Ordnung. Dieser junge, schöne, halbwüchsige Wagenlenker ist, nach Goethes eigenem Hinweis, ein erstes Auftreten des später als „Euphorion" wiederkehrenden Jünglings oder Knaben: eine Allegorisierung der Poesie, der Phantasie. Bei dem Worte „Allegorie" dürfen wir an nichts Erstarrtes denken; hier ist geistige Sphäre, hier ist alles in wogendem Fluß, fließendes Licht, das sich bald zu dieser, bald zu jener Gestalt verdichtet. Wir denken an Lichtjünglinge wie Phaëton, Ikaros; wir denken an den Sonnengott Apollo selber, den Kitharödes, den Sänger zur Kithara, der also „tönend für Geistesohren" den neuen Tag bringt.

Es erinnert an Grundgedanken Schillerscher Gedichte (die Künstler, die vier Weltalter, der Dichter, die Gunst des Augenblicks – „alles Göttliche auf Erden ist ein Lichtgedanke nur" – die Macht des Gesanges), wenn wir nun vom Herold den „Knaben Wagenlenker" und den hinter ihm fahrenden, zu ihm gehörenden Herrn Plutus umschrieben finden:

„Er scheint ein König reich und milde,
Wohl dem, der seine Gunst erlangt!
Er hat nichts weiter zu erstreben,
Wo's irgend fehlte, späht sein Blick.
Und seine reine Lust zu geben
Ist größer als Besitz und Glück."

Es ist „des Reichtums Gott", der auf dem Wagen fährt. Man könnte ihn edel fassen; er könnte wie Ceres kommen oder das Mädchen aus der Fremde – wenn nämlich die Erwartenden geistige Güter ersehnen würden. Hier aber – ersehnen sie Gold. Und zwar zu unedlen Zwecken: „damit man stehlen und kuppeln mag" usw. Sofort also verunedelt sich das Bild: wir hören von einem „gesunden Mondgesicht" usw.; und die Poesie erhält einen Beigeschmack der „Verschwendung": Luxuspoesie. Unedler und spielerisch werden auch die Gaben dieser Poesie; die „liebe Menge greift und hascht" nach dem glitzernden Tand. Es ist eine Vermehrung des gleißenden Getriebes, keine Erlösung. In der Maske des „Plutus", des Reichtums, steckt der geniale Faust selber, „Geist vom Geiste" des Wagenlenkers, wie er selber sagt; ja, die Vorausdeutung auf das spätere Verhältnis zwischen Faust und Euphorion ist augenfällig: „Mein

lieber Sohn", schließt Plutus, „ich hab' an dir Gefallen." Das Gold, das Plutus nun austeilt, während der Lenker aus der „allzuläftigen Schwere" wieder in „seine Sphäre", „frei und frank" wie der von Prospero entlassene Ariel in Shakespeares „Sturm", enteilt, da er in dieses „fratzenhafte Gebilde" nicht paßt: – dieses Gold in „ehernen Kesseln" ist dann auch so recht für die schreiende, drängende Menge. Wo Überfluß ist, bleibt auch der „Geiz" nicht fern. Und jetzt dringt in dieses „geputzte Volk" plötzlich von außen her eine neue Gewalt herein: Naturvölker stürmen in die Luxuskultur, Faune, Satyr, Gnomen, Riesen und endlich Nymphen mit dem „großen Pan", der das „All der Welt" vorstellt. Dieses „wilde Heer" gleitet in die allgemeine Reichtums-Stimmung über; die Goldquelle wird zur Feuerquelle – und dem scheinbaren „großen Pan", in dem jedoch der Kaiser vermummt steckt, flackert der vom Feuer gepackte Bart empor: und „zu Leiden wandelt sich die Lust".

„Zu löschen läuft die Schar herbei,
Doch keiner bleibt von Flammen frei – –
Ein ganzer Maskenklump verbrennt."

Ja, in das ganze Land greift das Feuer über: „uns droht ein allgemeiner Brand".

Die Symbolik ist offensichtig. Und nun, nach diesem sinnbildlichen Beispiel, läßt es „Plutus" genug sein. „Schrecken ist genug verbreitet"; der magische Stab löscht das Feuer; die Maskerade ist zu Ende.

Ist denn nun dem Kaiser der Sinn dieses „allgemeinen Brandes" warnend aufgegangen? Schwerlich. Fausts

Einwirkungsversuch war unnütz, was ja der wirkliche Landesbrand im vierten Akt, die kriegerische Revolution, deutlich bekundet. Vorerst empfindet der junge Fürst dieses Flammengaukelspiel als einen angenehmen „Scherz". In der nächsten Szene ist der Not des Landes scheinbar durch die Einführung des Papiergeldes abgeholfen. Das alte Luxusleben setzt sich fort; und nur einer zieht sich zurück und schafft sich für das Geld festen „Grundbesitz" an: — nämlich, ironisch genug, der wieder aus seiner Trunkenheit erwachte „Narr"!

Nunmehr, in dem eingetretenen, wenn auch vorübergehenden Beruhigungszustande, setzt die erste Helena-Szene ein: der Kaiser wünscht die schöne Helena und ihren Geliebten Paris zu sehen. Da nun einmal Faust, mit Mephisto, in des Kaisers Diensten steht, so muß er die Aufgabe übernehmen. Es ist bezeichnend, daß in der ersten Hofszene wesentlich Mephisto im Vordergrunde stand, als Vize-Narr; dort war er am Platze. Jetzt handelt es sich um tiefere Aufgaben; in die Hölle des Heidenvolkes kann er nicht hinunter; zu den „Müttern" überhaupt, in die Gründe des Seins, kann der unschöpferische Geist Mephisto nicht vordringen. Er kann zum „Flammengaukelspiel" das Vorhandene verzerren; so hat jedenfalls sein Stab in des Plutus Hand jene Verwirrungen gestiftet; aber selber schaffen, wahrhaft schaffen, kann er nicht.

Also tritt Faust in Tätigkeit. Er selber muß zu den Müttern hinab, wie er im zweiten Akt persönlich hinabgeht zu Proserpina, um Helena loszubitten. Und man

bemerke folgende Feinheit im zweiten Teil: von Akt zu Akt, bis zum Höhepunkt, wird Mephisto zurückgedrängt, so daß im dritten Akt Faust und Helena nebst Chor und Euphorion voll und breit die Bühne beherrschen, während Mephisto als „Phorkyas" sozusagen zum Statisten heruntergedrückt ist, nachdem er freilich als Anreger gedient hat. Nur im Kriege des vierten Aktes hilft wieder seine Magie; aber des Landes Zustände werden nicht gebessert; und die schöpferische Gestaltung des dadurch zu gewinnenden Landes ist wesentlich die Idee Fausts, der sich eben doch zuletzt als der positive Gestalter erweist und also nicht ins Reich des Geistes der Verneinung gehört.

Zu den „Müttern" muß Faust vordringen, an den Urquell alles Gestalteten, und aus dem gestaltlosen Nebel oder Schaum die Schönheit hervorgestalten. Mephisto, der zum Gestalten Unvermögende, sieht dort nur das „Leere", wie er später, in Fausts erhabenen Schlußworten vor dem Tode, nur einen „letzten, schlechten, leeren Augenblick" zu erkennen vermag; aber Faust, der ideenhaltige, hofft dort das „All" zu finden. Doch ist auch hier der luziferische Geist wieder der Anregende; er gibt ihm den „Schlüssel": er gibt ihm das Wissen, das er selber aber nicht in gestaltende Weisheit umzusetzen vermag. Die „Mütter" sind — wie Goethe bei Plutarch las*) — „Göttinnen"; sie

*) In der 3. Auflage von Jakob Böhmes „Morgenröte" (1912) steht in der Einleitung (Seite 49) ein Zitat aus Böhmes Werken, das auch zu erwähnen wäre: „So verstehen wir denn in dem großen Wunder aller Wunder, welches ist Gott mit der Natur, sonderlich sieben Mütter, daraus das Wesen aller Wesen urständet. Sind doch alle sieben nur ein einig Wesen,

„thronen hehr in Einsamkeit; um sie kein Ort noch weniger eine Zeit". Das erinnert an die Worte, mit denen kurz vorher der „Knabe Lenker" entlassen worden ist: „Nun frisch zu deiner Sphäre: . . . zur Einsamkeit! Da schaffe deine Welt!" Aus der scheinbaren „Leere", in Wahrheit aber aus dem „All"; in scheinbarer „Einsamkeit", in Wahrheit aber im devachanischen Reiche der freilich noch ungeformt wogenden Ideen, Ur-Ideen, Urbilder — schafft der Dichter, der schöpferische Geist überhaupt. So wie jetzt Helena und Paris aus dem Weihrauchnebel auftauchen, so taucht Aphrodite, die „Anadyomene", aus dem Schaum der See empor. So stürzt sich der künstlich und verfrüht erzeugte Homunkulus lebensdurstig in die See und zerschellt am Wagen der schönen Galatea, um später einmal aus den Urelementen neu und diesmal echt geboren zu werden.

Wir können hier noch einen Schritt tiefer gehen. Aus Nacht kommt Licht: aus den seelischen Nöten und Verdüsterungen ringt sich, nach uraltem Gesetz des Wechselkampfes, das Schöne empor — auch in der Seele jedes Menschen, der wahrhaft Mensch ist. Der Gang zu den „Müttern" bleibt keinem Faust erspart. Erst ist der Gang mit Schaudern verbunden, zuletzt wird er Gewinn und Wonne; erst scheint es ins Leere zu gehen, dann tut

keine ist die erste und keine die letzte, sie sind alle ohne Anfang. Ihr Anfang ist die Eröffnung der Wunder des einigen, ewigen Willens, der Gott Vater heißt, und die sieben Mütter würden nicht offenbar sein, so der einige, ewige Wille nicht begehrend wäre. Er ist eine Lust, sich selber zu finden und die Imaginierung in sich selbst." (Verlag Piper, München).

sich das All auf: das Schöne wird – wie dort die Sonne – melodisch („Aus duft'gen Tönen quillt ein Weißnichtwie" usw.) geboren, eine neue Seele entsteht – eine „schöne Seele", wie ja der Ausdruck der Klassikerzeit für einen idealen Zustand der Harmonie lautet.

Der Gang selber wird uns feinsinnigerweise nicht geschildert, so wenig wie später der Gang zu Proserpina. Diese Gänge geht man allein.

Mit Mephistos Schlüssel dringt also Faust zu den „Müttern" vor, berührt den „Dreifuß" – das uralte Symbol –, hebt ihn empor, kehrt damit zurück: und nun kann er mit Zauberschlüssel und Zauberdreifuß die Gebilde des Paris und der Helena vor der Hofgesellschaft erscheinen lassen. Da aber zeigt es sich, daß der scheinbare Meister noch kein Meister ist. Er beherrscht noch nicht; er wird beherrscht. Er „fällt aus der Rolle", er wird von wahnsinniger Liebe zu seinem hervorgezauberten Gebild erfaßt; er will festhalten, besitzen – er will das Flüchtige des schönen Augenblicks verwandeln in dauernden Gehalt – aber in leidenschaftlich überstürzter Weise. Ist er denn nicht scheinbar am Ziel seines Sehnens nach Schönheit? Hat er nicht den mächtigen Schlüssel in der Hand? Führte nicht dieser Schlüssel „durch Graus und Wog' und Welle der Einsamkeiten her zum festen Strand"? – Nein, es ist noch kein „fester Strand", auf dem sich der spätere Strand-Eroberer hier befindet: es ist noch Wahn, Täuschung, Luftgebilde. Er berührt die Erscheinung, um sie zu besitzen: – und vor seiner Leidenschaft zerplatzt diese

Helena — so wie einst Gretchen dem Leidenschaftlichen unter den Händen zerronnen ist.

Das ist das Ergebnis der ersten Ausfahrt des neuen Faust. Sie endet mit einer Niederlage.

Und doch hat jede Niederlage solcher Art zugleich den Keim eines künftigen Kampfes und womöglich Sieges in sich. Der Drang nach Helena, kurz gesagt, sitzt jetzt in Faust. Dieser Drang bestimmt nun die dramatische Handlung der nächsten Akte.

Zunächst ist wieder, während Faust ohnmächtig liegt, Mephisto auf der Bühne. Im Studierzimmer, das wir aus dem ersten Teil kennen, unterhält er sich gelassen-ironisch mit jenem schüchternen Studenten von dazumal, der nun ein kecker Bakkalaureus geworden ist und eigentlich in der Diskussion das letzte Wort behält. Wird Mephisto alt? könnte man lächelnd fragen; oder ist es ihm und Goethe nicht mehr der Mühe wert, diese dreiste Generation der Überklugen zu nasführen oder zu übertrumpfen? Dann treffen wir unsern entschieden fleißigen Wagner von einst im Laboratorium: der „trockene Schleicher" ist emsig bemüht, einen Menschen zu erzeugen; aber nicht aus Lebensfülle, sondern aus einer chemischen Theorie heraus. Mephisto hilft nach; und in der Phiole blitzt Homunkulus.

Dieses künstliche, von Mephisto überschattete, von Wagners Chemie ausgebrütete Menschlein gehört, wie Goethe selbst sagt, zu den dämonischen Wesen, hat also magische Fähigkeiten wie etwa die Elementargeister. Homunkulus

vermag die Träume des noch immer betäubten Faust zu lesen; er sieht, daß der Träumende erfüllt ist von Sehnsucht nach Helena, nach der Schönheit. Ja, der Knirps greift sogar in die Handlung ein: er selbst ist es ja, der den Rat gibt, den Schlafenden nach Hellas zu bringen, wo gerade „klassische Walpurgisnacht" ist; denn Faust, meint er, wäre gleich auf der Stelle tot, wenn er nach so anmutigen Träumen im öden Nordland erwachen würde. Homunkulus muß diesen Rat sogar in eifrigem Wortgefecht mit Mephisto durchsetzen: der nordische Teufel will nicht gern ins helle, klare Südland und wird zuletzt — ein köstlicher Zug! — nur durch die lüsterne Vorstellung thessalischer Hexen zum Entschluß gelockt. Es ist kein Zweifel: Mephisto wird schwächer in diesem zweiten Teil, die Dinge wachsen ihm über den Kopf; seine eigene „Kreatur" leuchtet ihm und seinem Gesellen Faust voran. Auf dem Zaubermantel entfliegen die Dreie nach Griechenland.

Daß es durch den Graus des Hexenreviers hindurch ins Land der Schönheit geht, ist wieder der alte Mysterienzug. Man könnte sagen: wenn Faust in diesem thessalischen Revier, unter diesen Zerrbildern erwacht — ist das wohl, nach so viel Schönheitsträumen, ein besseres Erwachen als in der nordischen Studierstube? Und doch, man muß eben annehmen, daß es nicht der Norden ist, was ihn „gleich auf der Stelle tot" sein ließe, sondern die Nüchternheit des alltäglichen Erwachens. In diesen thessalischen Zauberbezirken bleibt er aber in der Stimmung der Magie, wenn es auch zunächst chaotische Magie ist. Wie

dort aus dem Chaos der „Mütter" das Bild der Helena und ihres Buhlen geboren wurde, so entwickelt sich nun aus den Nebeln und Verzerrungen dieser klassischen Hexennacht im dritten Akte die Königin der Schönheit. Der alte Werdegang! Um die Liebesinsel der klaren Schönheit brandet die chaotische Leidenschaft, eine noch verzerrt wogende gestaltlose Masse, durch die der Schönheitspilger hindurch muß — wie dort der Gralsucher oder der Dornröschenprinz durch die Dornen und verfänglichen Heckenrosen zum Königsschloß vordringt.

Unter diesem Gesichtspunkt *wogender Naturkräfte* muß man die klassische Walpurgisnacht betrachten.

Es ist ein sorgfältig und großzügig gearbeitetes Gemälde. Und die hier ausgebreiteten Vorgänge entbehren nicht der innerlich fortschreitenden Handlung. Denn ein *Suchen* geht hindurch: es irrt da ein nordischer Sucher umher, und ebenso streifen suchend zwei weitere Gesellen über das Hexenfeld — und zwar jeder für sich, so daß *drei Handlungen* ineinandergreifen. *Was* suchen sie in dieser pharsalischen Nacht? Der kleine Homunkulus will überhaupt erst ein Mensch werden: er sucht *Menschwerdung*. Mephisto sucht in seiner Art *Lust und Genuß*; er biedert sich schließlich mit den greulichsten aller Scheusale, den Phorkyaden, an, deren Zahn und Auge er entleiht, um später damit die Handlung weiterzudrängen. Und Faust sucht das *Idealbild der Schönheit*.

Sobald er griechischen Boden berührt, und aus der Ohnmacht aufwacht, ist sein erstes Wort: „Wo ist sie?" „Wüßten's nicht zu sagen", erwidert Homunkulus:

„Doch hier wahrscheinlich zu erfragen.
In Eile magst du, eh' es tagt,
Von Flamm' zu Flamme spürend gehen:
Wer zu den Müttern sich gewagt,
Hat weiter nichts zu überstehen."

Hier haben wir den Vergleich des nun bevorstehenden Ganges mit dem schwereren Gang zu den Müttern; in allen Mysterien der alten Welt wurde der Einzuweihende erst durch Schreckniſſe geführt, ehe dem also Geprüften und Gereiften das große Licht aufblitzte. So durchwandelt nun Faust abermals ein Labyrinth, um schließlich eine Ariadne zu gewinnen:

„Und find' ich hier das Seltsamste beisammen,
Durchforsch' ich ernst dies Labyrinth der Flammen."

Und während Mephisto bei Sphinxen, Sirenen und schnarrenden Greifen verweilt, findet sich Faustens edlerer Instinkt durch diese widerwärtigen Traumbilder — in denen aber der immer positiv gestimmte Sucher „große, tüchtige Züge" entdeckt — ebenso rasch hindurch, wie einst Odysseus durch die Sirenen: denn er hat ein Ziel wie jener Meerfahrer; er sucht eine Helena, wie jener eine Penelope suchte. Schon steht er in der feineren Region des Peneios und seiner Nymphen mit den „menschenähnlichen Lauten", die ihn aber auch nicht zum Verweilen bringen mit ihrem säuselnden, rieselnden, flüsternden, an Erlkönigs Tonart anklingenden Gesang.

„Mein Auge sollte hier genießen,
Doch immer weiter strebt mein Sinn.
Der Blick dringt scharf nach jener Hülle,
Das reiche Laub der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin."

Immer wieder: „wo ist sie?" Der vorbeitosende heilkundige Kentaur Chiron, vor Zeiten eines Achilleus Lehrer, nimmt den suchenden und herzenswunden Helden auf den Rücken und jagt mit ihm davon, eine wirbelnde, nimmermüde Kraft der Erde, ein rechter Belehrer tapfrer Männer. Im Gespräch, das Reiter und Roß miteinander führen, kommt Faust seinem Ziel näher: das Roß bringt ihn zur Sibylle Manto — und Manto führt ihn hinab zur Unterwelt, damit er dort von Persephone Helenas Schatten losbitte. Er entschwindet unsrem Auge.

Oben, in der thessalischen Nacht, gaukelt und flackert das Gewimmel der Elementargeister und der Naturkräfte gespenstisch weiter. Mephistopheles hascht sich mit scheinbar reizenden „Lamien" herum und möchte sich die Schönste erlesen — wie später unter den rosenstreuenden Engeln. Aber das entgleitet ihm oder platzt gar wie ein Bovist unter seinen Händen; der „eingedrungene Hexensohn" muß verdrießlich ablassen, schilt sich „absurd" (wie später), daß er sich betrügt, da ja — kurz und gut, in allem Sinnengenuß nichts hinter der von außen gleißenden „Frau Welt" steckt; denn sie ist, das erkannte schon Walther von der Vogelweide, „innen schwarzer Farbe, finster sam der Tod" — und das erkennt hier der Teufel, tut aber freilich nicht danach. Er hat das Wissen, aber nicht die Weisheit.

„Wo man sie anfaßt, morsch an allen Gliedern.
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen!"

Welch ein Gegensatz zu Fausts unentwegtem Suchen nach der Einen, nach der Schönsten, nach dem Ideal!

Und nicht geringer der Gegensatz zwischen dem schreitenden Manne Faust und dem unsicheren und unfertigen Homunkulus, der in seinem Glasbehälter, leuchtend wie ein Irrlicht, „von Stelle zu Stelle schwebt" und gern im besten Sinne endlich einmal „entstehen" möchte. Er trifft im Vorüberschweben Mephisto; sie unterhalten sich einen Augenblick. „Zwei Philosophen bin ich auf der Spur", bemerkt der naturhungrige Homunkulus, „ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!" Von Anaxagoras und Thales ist die Rede, zwei griechischen Naturphilosophen. Schon tauchen die beiden streitend auf; der erstere vertritt die vulkanische Theorie, aus heftigen Katastrophen sei die Erde entstanden; der zweite verficht die langsame Verdichtung der Welt aus dem feuchten Element, was Goethes neptunistischer Naturauffassung näherlag. An diesen Thales schließt sich der schwebende Kleine an. Sie entfernen sich an das Gestade des ihnen so wichtigen Meeres; Thales gibt seinen Schützling an den Gott dieses feuchten, wogenden, noch unfesten Elementes ab: an Proteus, den Verwandlungs- und Gestaltungskünstler. Als Delphin nimmt letzterer Homunkulus auf den Rücken; sie tauchen ein in die „feuchte Weite", entscheidender Geschehnisse gewärtig. Schon kommt sie, dieses Elementes schöne Göttin, wesensverwandt der Liebesgöttin: auf dem Muschelwagen, von Delphinen umschwärmt, zieht Galatea vorüber. Und hier, im Reiche dieser Nymphenfürstin, findet sich endlich, was

das künstliche Gemächte Homunkulus als das Lebendige und Lebenspendende sucht: Natur und Liebe im Verein. Das theoretische, künstliche, chemische Männchen stürzt sich entzückt in dies „reizend schöne" Gewimmel und Gewoge, hellauf blitzt sein Licht – und er ergießt sich, löst sich auf ins Reich der Liebe, getrieben vom Drange, aus den natürlichen Elementen später neu zu erstehen.

„Was flammt um die Muschel, um Galateas Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt". . .

Wird denn übrigens Homunkulus „wirklich erstehen"? Erich Schmidt macht in seinem Kommentar (Propyläen-Ausgabe, Bd. 14, S. 357) die Bemerkung, die Verse des Thales sprächen „gewiß nicht für die Deutung, Homunkulus finde, nachdem das Glas zerbrochen, wirklich die Entstehung im Meere". Doch dem stimmen wir nicht bei. Die Frage darf nicht dahin zugespitzt werden, ob nun Homunkulus „wirklich" die „Entstehung im Meere findet". Diesem Geistchen fehlt Eros, die zeugende Liebe: daher ergießt er sich in dessen Element. Dies ist die Hauptsache. Aber in irgendeiner Form wird er oder ein ähnliches Wesen seiner Art gewiß wieder aus diesem Element auftauchen. Wer weiß, ob nicht in diesem Zaubermännchen etwas vom Knaben Wagenlenker oder von Euphorion steckte?

„Und ringsum ist alles vom Feuer umronnen;
So herrsche denn Eros, der alles begonnen!"

Es ist ein innerer – wohlverstanden: zum mindesten ein innerer – Zusammenhang zwischen dem feurig zerschellenden

Homunkulus nebst jubelnder Liebesstimmung am Schluß des zweiten Aktes („Heil dem Meere! Heil den Wogen! Von dem heiligen Feuer umzogen; Heil dem Wasser! Heil dem Feuer! Heil den mildgewog'nen Lüften!" usw.) und andrerseits der sofort hinterher, zu Beginn des dritten Aktes, auftauchenden Helena. Hier darf man sich nicht durch gelegentliche Bemerkungen oder Notizen Goethes beirren lassen; er wollte ja Faust ursprünglich vor Persephone, der Unterwelts-Göttin, in ergreifender Rede Helena losbitten lassen, hat aber in der Ausführung darauf verzichtet. Ihm genügt als Übergang zum Liebesfest des dritten Aktes dieses flammende Liebeswogen am glänzenden Throne der schönen Galatea.

Und noch eins: hier geht Goethe über seinen eigenen naturwissenschaftlichen Parteistandpunkt dichterisch hinaus. Das ganze volle Leben entsteht – das sagt uns dieser Schluß des zweiten Aktes – aus dem Zusammenwirken aller Elemente, wie Wasser und Feuer hier ineinanderzischen, wie „Lüfte" mit „geheimnisreichen Grüften" sich berühren:

„Hochgefeiert seid allhier,
Element' ihr alle vier!"

Mit diesem versöhnlichen Akkord endet die klassische Walpurgisnacht.

In edel-ruhiger Gegenstimmung zu dem Chaos der vorausgegangenen Nacht beginnt nun der dritte Akt mit dem Auftreten der Helena. „Wo ist sie?" tönte Fausts Frage durch jenes Hexengewirr. Hier ist die Antwort. Sie zieht mit einem Chor gefangener Trojanerinnen in das

Reich ihres Gatten Menelaos zu Sparta ein. Hat Faust sie emporgeholt? Wie und unter welchen Bedingungen hat er sie loserbeten? Ist sie es wirklich oder nur wieder ihr Bild? Ist dies Magie oder Traum – oder was denn eigentlich? Dies alles bleibt in Dunkel gehüllt. Helena ist da, aufgetaucht aus dem Schaum des vorigen Aktes wie „Anadyomene", die aus dem Meere auftauchende Göttin der Schönheit, und spricht nun in den edlen, strengen Formen der griechischen Tragödie.

Diese Helena-Dichtung ist ein Glanzpunkt des zweiten Teiles. Sie fesselt durch sich selber, sobald wir uns einmal in diese strengen Formen eingewöhnt haben. Ob Lebens- oder Traumbild, ob Märchen oder Symbolik – es wird uns bald gleichgültig, denn es ist dies alles zugleich. Es ist zeitlose Märchendichtung von symbolischer Bedeutung und ist zugleich seelisches Erlebnis. Von Winckelmann wird uns erzählt, daß er in Rom wie betäubt vor den griechischen Marmorstatuen gestanden, in seinem Tiefsten überwältigt von so viel Schönheit. So erlebt hier der deutsche Faust — wie sein Dichter – die griechische Schönheit; er erlebt sie in Helena.

Wie träumend kommt sie aus der Schattenwelt und tastet sich gleichsam wieder in die Oberwelt und ihre Erinnerungen hinein. Sie glaubt, daß sie von Troja zurückkäme zu Menelaos; aber die alte Schaffnerin Phorkyas, in deren Gestalt Mephisto steckt, läßt sie nicht in diesen Träumen beharren, sondern treibt sie voran; Menelaos will sie töten, behauptet Phorkyas, sobald er vom Meeresstrand

her nachkommt; also fort von hier! Es ist in der Nähe eine sichere Burg: dorthin flüchte!

Psychologisch also sehr fein, anknüpfend an eine tatsächlich mögliche Befürchtung der aus Ilion wiedereroberten schönen Frau, daß Menelas in nachwirkendem Grimm der Eifersucht sie töten könnte, wird die Handlung vorwärtsgetrieben. Die Königin wird in Fausts erwartende Arme gescheucht; die Szenerie verwandelt sich in eine mittelalterliche Burg; die Trimeter des Gespräches, die Rhythmen des Chors aus dem griechischen Trauerspiel gehen über in die fünffüßigen Jamben und mannigfachen Reime der deutschen Dichtung. Und die anfangs drohende Tragödie mit Menelaos verwandelt sich in ein Liebesidyll mit Faust. Rasch gewöhnt sich die liebeskundige Frau, wie einst in die Burg Ilion, so nun in die Burg des mittelalterlichen Ritters. Ein angeblicher kriegerischer Ansturm des Gatten wird von Fausts Heldenscharen zurückgeschlagen; der Träumer und Grübler der einstigen Studierstube ist ein abenteuerlicher Heerführer geworden, wie sie etwa zur Zeit der Kreuzzüge die Halbinsel Morea eroberten. Kurz, Krieg und Liebe des Altertums gehen über in Kampf und Minne des Mittelalters. Es findet, wie so oft in der Kulturgeschichte, eine Renaissance statt: eine Wiederbelebung antiken Geistes in neuen Formen, damit durch solche belebende Orientierung an großer Vorzeit eine höhere Lebens- und Kulturstimmung erreicht werde.

Am Kampf selber beteiligt sich Faust nicht; die heroische Szenerie verwandelt sich in ein arkadisches Schäferidyll mit

schattigen Hainen und geschlossenen Lauben. Darin erlebt Faust den Traum der Schönheit.

Denn ein Traum ist es. Dem magischen Liebesbund entspringt ein magischer Knabe: der behende Euphorion. So hieß einst der sagenhafte Sohn Achills und der Helena; so heißt jetzt der frühreife, seltsame Knabe, der „von der Frauen Schoß zum Manne springt, von dem Vater zu der Mutter".

„Nackt ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Tierheit,
Springt er auf den festen Boden, doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luft'gen Höhe, und im zweiten, dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb."

Wir können uns ruhig vorstellen, daß Faust diese ganze klassische Walpurgisnacht samt Helena-Liebesbund während seiner langen Ohnmacht im Studierzimmer *träumt*, wenn auch der Dichter selber — durch die Zauberfahrt mit dem Mantel — Traum und Wirklichkeit absichtlich ineinanderschüttelt und lächelnd die Achsel zucken wird, falls wir nach diesen Dingen fragen werden. Denke sich jeder das Seine! Im körperlichen Griechenland kann sich dies nicht abgespielt haben, das ist ja selbstverständlich; auch das Wort „Allegorie" paßt nicht; es sind Vorgänge in der uns alle umhüllenden „astralen" Region, im Traum- und Phantasieland, oder sagen wir einfach: im seelischen Reich.

So tanzt denn dieser kleine Phöbus Euphorion um das Minnepaar herum und verrät, als „künftiger Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodien durch die Glieder sich bewegen", jetzt schon, wes Geistes Kind er ist.

„Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen,
Ist mir Begierde" –

ruft das Söhnchen des immer strebend sich bemühenden Schönheitsuchers, der jetzt gefunden zu haben und dauernd zu besitzen glaubt. Und vergebens warnen die Eltern: „Bändige, bändige, Eltern zuliebe, überlebendige, heftige Triebe!" Er reißt – wie einst Faust ein Gretchen an sich riß – ein Mädchen an sich. Nur das „Erzwungene" ergötzt ihn; „keine Mäßigung ist zu hoffen" bei solchem „Mutwillen".

„Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genusse" –

– ruft er, und umsonst ist des Mädchens Widerrede:

„Laß mich los! In dieser Hülle
Ist auch Geistes Mut und Kraft,
Deinem gleich ist unser Wille
Nicht so leicht hinweggerafft."

Wie einst Gretchens Seele – von der es im letzten Akt heißt: „Wenn er dich ahnet, folgt er nach!" – so „flammt" dieses Mädchen „auf und lodert in die Höhe", herunterrufend:

„Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in starre Grüfte,
Hasche das verschwund'ne Ziel!"

Euphorion schüttelt zwar „die letzten Flammen" ab, doch das Verhängnis wird immer deutlicher: „er springt immer höher felsauf". Ferne kriegerische Klänge locken ihn. Sind

es die Kämpfe von Fausts Scharen mit Menelaos? Oder klingen, als Überleitung zu dem Byron-Motiv, die modernen Kämpfe der Zwanziger Jahre um Griechenlands Freiheit traumhaft zusammen mit den lange vorher ausgefochtenen byzantinischen Kämpfen um die Halbinsel Morea und mit noch viel älteren Kriegen der trojanischen Zeit? Es ist Eigenart des Traumes, fernste Zeiten mit der Nähe zu verbinden. Kurz, Euphorions Lebensdrang wird dadurch nur um so mehr gesteigert: „Ich muß! Ich muß! Gönnt mir den Flug!"

Und „er wirft sich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, sein Haupt strahlt, ein Lichtschweif zieht nach." Schmerzlich ruft es ihm der Chor nach: „Ikarus! Ikarus! Jammer genug!" Und dann? „Ein schöner Jüngling stürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Toten eine bekannte Gestalt zu erblicken; doch das Körperliche verschwindet sogleich, die Aureole steigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen." Und unmittelbar hinterher entschwindet, entgleitet, verhaucht — oder wie wir es nennen mögen — auch Euphorions Mutter: „Sie umarmt Faust, das Körperliche verschwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen." Der Chor aber — ursprünglich vermeintliche trojanische Gefangene — offenbart seine wahre Natur; auch er entschwindet: er löst sich auf in die Elemente; es waren Elementargeister, die zu diesem Helenaspuk für kurze Zeit verkörpert waren.

Der magische Traum ist zu Ende. Der Veranstalter des äußeren Traumgefüges — denn der innere Baumeister

war Fausteus Drang nach Schönheit – erhebt sich vorn im Prozenium riesenhaft als Phorkyas, schüttelt aber gleichfalls diese Maske ab – und vor uns steht wieder Mephisto. Das Helena-Traumspiel ist aus.

Was ist über dieses Helena-Euphorion-Spiel allegorisiert worden! Was alles soll dieser Euphorion „bedeuten"! Ein neuester Erklärer (Hauri), der überhaupt dem zweiten Teil kritische Stiche versetzt, findet den Knaben schlankweg „lächerlich"; und Friedrich Vischer tut das reizende Gebilde mit den Worten ab: „Man meint ein Kindermädchen und ein Söhnchen aus gutem Hause vor sich zu haben." In solchen Faust-Erklärungen wird dann mit etwa folgenden Wendungen gearbeitet: „Die Auflösung der Mädchen des Chors soll uns sagen (!), daß die Antike zwar nicht in der neuen Welt weiterleben könne" usw. Oder: Euphorion „bedeutet die moderne Dichtung, die aus der Einwirkung der Antike auf den Genius des Nordens entstanden ist; die Selbständigkeit dieser Poesie ist in dem selbstherrlichen Gebaren des Knaben angedeutet" usw. Gleich darauf wird Euphorion „die vollendete Poesie" genannt: „darum (!) ist er identisch mit dem Knaben Lenker . . ." Lauter Schwerfälligkeiten, die dem Springinsfeld Euphorion und dem leichten, feinen Traumgespinst nicht gewachsen sind. Man kann alle diese Dinge zwar hineindeuten; Gedanken dieser Art schwangen in der Tat in Goethe mit, als er dies schuf. Aber er hat keine Allegorie geschaffen, sondern etwas viel Biegsameres: ein Traumspiel großen Stils. Diese Phantasmagorie

darf man nicht in starre Deutungen pressen. Der zweite Teil muß in der Tat als „großartiges Märchen" (Düntzer) gedacht werden; nur eine „unbefangene, voraussetzungslose und lebendige Auffassung des Gedichtes" (Kreyßig) fördert uns. Denn viele Gedanken steigen bei dieser Bilderfolge in uns auf; bei Euphorion denken wir, in raschem Fluge und fast gleichzeitig, an Phöbus Apollo, Ikarus, Phaëton, den jungen Hermes, die Poesie, die Phantasie, Lord Byron, den Dichter und Griechenkämpfer; im Hintergrunde zittert mit die Erinnerung an Schillers oder Körners frühen Tod (Schillers Nänie!), an Goethes kurzen, italienischen Traum überhaupt, der für ihn eine so markante Lebenswende bedeutet hat, an die Gestalt der Mignon, an seine stete Sehnsucht nach Südland, nach der Antike, nach Schönheit in allen Formen, besonders auch nach verjüngend schönem Frauentum; an die lange Sehnsucht der Deutschen nach Italien, nach dem Sonnenland — an dies und noch mehr denken wir bei Helena, der Göttin der Schönheit, und bei Euphorion-Ikaros, dem Sonnenkind, dem Lichtsohn.

Aber wir werden diese Deutungen gleichsam fließend, schwebend, elastisch lassen und uns nicht in ein einzelnes „das bedeutet" einsperren. Damit wäre die Poesie dieses Gespinstes zerrupft.

Wie läuft nun der Hauptfaden weiter?

Helenas Gewande haben sich in Wolken verwandelt, in Himmelstöchter, in fliegende Walküren: diese haben Faust „umgeben, heben ihn in die Höhe und ziehen mit

ihm vorüber." Seltsame, an den Schlußakt erinnernde — auch dort kämpfen Engel und Dämonen an Fausts Grab — Worte äußert hierbei Phorkyas, die in diesem Falle als merkwürdig gutartige „Schaffnerin" gedacht ist (nicht als ironischer Mephisto):

„Halte fest, was dir von allem übrig blieb!
Das Kleid, laß es nicht los! Da zupfen schon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte fest! . . .
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Äther hin, so lange du dauern kannst."

Auf dem Zaubermantel der Magie ist Faust suchend von Nordland nach Hellas gekommen; auf den Gewanden der Helena kehrt er innerlich bereichert nach Norden zurück. Dort, in der deutschen Sphäre, löst es sich, verwandelt sich wieder in ein deutsches Bild:

„Täuscht mich ein entzückend Bild
Als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf . . .
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort."

Sehr bedeutsamer Übergang! Der Helena-Traum ist dahinten; Faust ist wieder an deutscher Grenze (im „Hochgebirge"); noch wirkt das erlebte Schöne in ihm nach. Mit einem „Wo ist sie?" begann sein Suchen im Süden. Und wie er sich jetzt aufatmend umschaut, verwandelt sich jene Wolke, die ihn hertrug — die nachwirkende Sehnsucht nach Schönheit — in ein deutsches Frauenbild: in

Gretchens Züge. Das anscheinend ganz aus dem Gesichtskreise entschwundene deutsche Bürgerkind leuchtet wieder her, „löst sich nicht auf", ist also dauerndes Innen-Gut, und zieht das Beste von Fausts Innenwelt mit sich fort. Sie wird sein Unsterbliches am Schluß hinanführen „zu höheren Sphären".

Vorerst war es nur ein Gruß, ein Durchblick. Wir sind wieder in harter Wirklichkeit, im Kaiserland. Die Handlung des ersten und zweiten Aktes setzt sich fort. Das Land ist in Krieg und zerrüttendem Aufruhr. In einem siegreichen Gespräch mit dem Versucher Mephisto bekundet sich Fausts ungestillter Drang: nicht nach Schönheit im bisherigem Sinne, sondern jetzt nach schöner Tat. Er will dem Meere Land abgewinnen und fruchtbaren Boden schaffen für freie Menschen. Der Gedanke ist rein und groß; er bedeutet eine höhere Stufe; er ist selbstloses Wirken für andre. Aber wie von dem Kaiser das Herrenrecht über dieses künftige Land erringen? Die Welt ist an irdische Machthaber verteilt; es muß also mit den Mitteln irdischer Macht gerechnet werden. Also wieder hinab in die Politik! Verpflichten wir uns den Herrn der irdischen Macht, daß er uns mit dem zu erringenden Strand belohne! Mit Hilfe der Magie gelingt es, dem bedrängten Kaiser den Sieg zu verschaffen. Aber in ironisierenden Szenen müssen wir erfahren, daß diese durch Magie errungenen politisch-militärischen Vorteile dem Kaiser wieder an die Großen des Reiches verloren gehen. Es ist dieser kriegerische vierte Akt wieder ein Chaos —

wie die klassische Walpurgisnacht ein Chaos war; und wie dort unmittelbar hinterher die Schönheit geboren wird oder vollendet auftritt – so taucht aus diesem vierten der fünfte Akt empor mit seiner Neugeburt wahrer und bleibender Schönheit: Fausts Tat.

Endlich sind wir am Ziel. Wir sind – sinnig für den Neptunisten Goethe! – am Meere angelangt, wo auch Homunkulus wahre Menschwerdung gefunden. Faust gewinnt aus dem Meere festen Boden; ein glückliches, tätiges Volk siedelt sich darauf an; in edler Arbeit widmet er seine Kraft dem Dienst am Ganzen.*) Die ganze Menschheit ist nun seine Geliebte geworden. Er freut sich an ihrem Gedeihen; es ist eine neue, erhabenere Form der Freude am Schönen.

Lynkeus, der luchsäugige Türmer, der einst gleichfalls von Helena berauscht war, singt seines Herrn Glück und Dank hinaus:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Auf den ersten Seiten von Eckermanns Gesprächen findet man einen Brief des Altmeisters an seinen getreuen

*) Zu dieser Schlußidee des „Faust" soll Goethe durch die Tätigkeit eines Engländers am Strande von Wales Anregungen erfahren haben. Auch hier hat gewiß Vieles zusammengewirkt. Es liegt ebenso nahe, an Friedrich des Großen Urbarmachung preußischer Sümpfe und im besondren noch an den Bremer Hafenbau zu denken. „Ich fand Goethe umringt von Karten und Plänen in bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigte" (Eckermann, 10. Febr. 1829). Wozu man Goethes Tagebuch-Notiz vom 14. Juli 1826 vergleichen kann.

Jünger (14. Aug. 1823), worin die bekannten Worte stehen: „Möge ich Sie in stiller Tätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht." Es ist das reife Lebensprogramm des Meisters der „weisen Beschränkung", die er aber erst gelernt hat im Kampfe mit der Welt und dem eigenen Herzen. Und so spricht der ruhig Tätige zu Eckermann das ähnliche Wort (9. Nov. 1823): „Beharren Sie nur dabei und halten Sie immer an der Gegenwart fest. Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von unendlichem Wert, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit."

Das greise Ehepaar Philemon und Baucis, mit dessen Schilderung der fünfte Akt einsetzt, scheint ja das Ideal „stiller Tätigkeit" zu erfüllen. Aber der Unterschied von Faust ist doch groß; diese Stille ist Idyll, Fausts Tätigkeit ist großzügiger Heroismus. Und dieser großzügige Heroismus, noch immer im Bunde mit Magie, schwemmt das Idyll hinweg. Ihn stört das Hüttchen, wo ein Turm stehen sollte. Mit dieser Energie verbindet sich allzu willig die magische Energie der gewaltsamen Kriegskräfte vom vierten Akt, die noch in Faustens Bezirken nachwirken. Nicht mit Maß wird das Hüttchen entfernt, sondern mit Gewalt; vor Schrecken sterben die alten Leute. Und bekümmert nimmt Faust wahr, daß an sich tüchtiger und großer Drang mit dem Unheil immer wieder verbunden ist – wie Faust mit seinem Schatten Mephisto, wie reiner Erkenntnisdrang mit dem Dämonismus der Magie. Ein

Flecken fällt also noch auf dieses letzte Lebenswerk; und so erlangt Frau Sorge einen Augenblick Zutritt zu dem eben noch so hochgemuten Sieger. Zwar sein Innerstes kann sie nicht beugen noch erreichen; sie haucht nur seine äußeren Augen an, daß sie erblinden. Ungebrochen leuchtet das innre Licht.*) Und in kraftvoll zusammenfassender Rede, von Mephisto unverstanden, der darin nur das Festhalten am „letzten, schlechten, leeren Augenblick" zu erblicken vermag, prägt Faust noch einmal seinen tiefsten, ihm eigensten Drang, der ihn scharf und für immer von seinem Gesellen scheidet:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuzieh'n,
Das letzte wär' das Höchsterrungene.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen . . .
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,

*) Der Auffassung von H. Türck (Eine neue Fausterklärung, 5. Aufl., Berlin 1911), daß der Zutritt der Sorge eine wirkliche Schwächung oder Brechung bedeute, vermag ich nicht zu folgen.

Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

So spricht der ungebrochen schöpferische Greis, voll ausladend; und sein Körper sinkt um — tot.

Im Ausblick also auf immer neue Tätigkeit stirbt der Mann, den Mephisto zu faulem Genuß, zum Behagen im Genuß — „Staub soll er fressen und mit Lust" — zu verführen ausgezogen war. Dem Drang nach Genuß stellt sich immer beharrlicher entgegen der Drang nach Tat. Und dieser schöpferische Drang behält den Sieg. Faust stellt sich mit diesem Schlußbekenntnis und Schlußprogramm auf die Seite der Schaffenden, also der Lebendigen. Und so gehört er in den Rhythmus ewig fortschwingenden Lebens, in die Schwingungen des schaffenden Lichtes.

Der Kampf ist entschieden; die Hölle hat verloren. Das äußere Gefecht am Grabe zwischen liebenden Engeln von oben und hassenden Dämonen von unten ist nur noch eine Veranschaulichuug des gegebenen Zustandes. Innerlich ist das Drama zu Ende. Die letzten Szenen schildern — und zwar perspektivisch zusammenfassend, denn diese jenseitige Entwicklung wird wohl nicht so rasch sich abwickeln — in Bildern und Gestalten, die der christlichen Vorstellungswelt entnommen sind, Fausts Himmelfahrt oder doch den Aufstieg seiner unsterblichen Seele in die Reiche des reinen

Geistes.*) Die Scharen, die dort im Lichte wogen, kommen der Kämpferseele entgegen, tragen und heben ihn — und unter ihnen ist eine „Büßerin, sonst Gretchen genannt". Dieses verklärte Gretchen schmiegt sich an die Himmelsmutter an, wie sie sich einst auf Erden in schwerer Not an das Madonnenbild angeschmiegt hat, und bittet nicht mehr für sich, sondern für den ankommenden Geliebten:

Neige neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück."

Und weiter:

„Vergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag."

Ihr antwortet die Mater gloriosa bedeutsam:

„Komm! Hebe dich zu höheren Sphären,
Wenn er dich ahnet, folgt er nach."

Die einst Verführte ist also nun Führende geworden. Der Schönheitsucher, der im Kerker Gretchen umsonst zu bewegen versucht hat, ihm und seinem Mephisto zu folgen, der in der klassischen Walpurgisnacht mit dem Ruf umherirrte: „Wo ist sie?" — er wird nun finden: — er folgt nun einem himmlischen Bilde der Schönheit zu höheren und höchsten Sphären.

*) Wobei dem Dichter sinnigerweise der berühmte Montserrat bei Barcelona bildlich vorschwebte, der von Einsiedlern bewohnt war. Es ist der Montsalvat: der Gralsberg! — Die Szenen am Grabe sind durch Swedenborg angeregt. (Vgl. „Wege nach Weimar", Bd. VI, 2. Aufl., S. 137: Gretchen und Beatrice).

Viertes Kapitel.

Die Arbeit am „Faust".

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß der Mythos eine weit hinter der Gegenwart zurückliegende Begebenheit sei. Die mythenbildende Kraft ist nicht erloschen, sondern taucht immer wieder auf und macht sich gestaltend bemerkbar. Mythe, Sage, Märchen, Legende sind keine willkürlichen Fabeleien, etwa dumpfer und dunkler Urzeiten. Sie sind vielmehr plastische Zusammenfassung und anschauliche Gestaltung des Wesentlichen von bedeutsamen Ereignissen und Erscheinungen. Es steckt in ihnen Symbolik; es ist in ihnen Vereinfachung, Typisches, Allmenschliches, das wir auch heute noch nachleben können mit unserem seelischen Teil. Das Gebiet des Mythos ist die Seele.

So ist der Mythos vom Sonnengott, der die verzauberte Erde erlöst, oder von Siegfried, der Brunhild erweckt, oder vom Prinzen, der Dornröschen wachküßt, nicht nur als Naturſymbolik zu deuten. Es sind das zugleich seelische Symbolisierungen. Göttliches weckt Irdisches, oder Göttliches wird von der Nacht der Materie verschlungen, wie Rotkäppchen vom Wolf; diese Symbolisierungen des Kampfes zwischen Licht und Finsternis sind demnach uralt und immer-neu. Ebenso die Symbolisierungen des Schmerzes und seiner Überwindung. Wie-

land schmiedet sich heute noch Flügel. Wie denn überhaupt der Erlösungsgedanke in den Märchen eine große Rolle spielt. Es ist gewöhnlich die treue Schwester, die ihre verzauberten Brüder erlöst; auch hier also zieht das Ewig-Weibliche hinan, während das Gemein-Weibliche — gewöhnlich in der sogenannten „bösen Stiefmutter" oder „bösen Hexe" symbolisiert — hinabzieht in Schuld und Leid.

Auch Faust ist eine solche mythisch-symbolische Gestalt der Weltliteratur. Weder griechische noch nordische Mythologie — trotz des Titanenkampfes und ähnlicher Stoffe — weder Homer oder Hesiod noch Edda wissen etwas von dieser Gestaltung des Ringens um das Licht. Die sagenbildende Kraft bewährt sich hier mitten im deutschen Spät-Mittelalter, an der Schwelle der Neuzeit.

Der historische Georg Faust hat in der Zeit der Reformation gelebt; sein Lebensumfang deckt sich nahezu mit den Lebensjahren Luthers. Er ist um 1480 im württembergischen Städtchen Knittlingen (es klingt an Eulenspiegels norddeutschen Geburtsort Kneitlingen an) geboren; hat, nach einer Bemerkung Melanchthons, in Krakau Magie studiert und sich zunächst ziemlich abenteuerlich herumgetrieben, nicht viel anders als jene Vaganten und mißglückten Scolaren des Mittelalters, die auf den Aberglauben des Bauern- und Bürgertums spekulierten. Er tauchte in Heidelberg, Erfurt, Wittenberg auf, also in Zentren der damaligen humanistischen nnd reformatorischen Bewegung, wurde jedoch meist ausgewiesen und entging oft mit knapper Not dem Büttel. Die Rede lief um,

daß er mit dem Teufel einen Bund geschlossen habe, der Zauberei fähig sei und die Zukunft voraussagen könne. Um 1540 soll er nach seiner Heimat zurückgekehrt und im Breisgau gestorben sein. Man sagt, daß man seinen Leichnam auf dem Gesicht liegend gefunden habe, woraus man eben schloß, daß der böse Geist diesen schwarzen Magier geholt habe.*)

Diese Züge, die wir uns durch viele kleine, mündlich umherlaufende Anekdoten der Zeitgenossen belebt denken müssen, genügten der Volksphantasie. Die Sage fing an zu arbeiten; der Hang zum Übersinnlichen und Wunderbaren tat das Seine; es war, wie wir nicht vergessen wollen, die Zeit der dämonischen Hexenprozesse und andrerseits der mächtige Drang nach Befreiung und Erweiterung der individuellen Persönlichkeit, wie er sich in der italienischen Renaissance, im deutschen Humanisten- und Reformatoren-Geist deutlich auswirkte.

Schon 1575 in lateinischer Form, die uns verloren gegangen ist, dann 1587 in Form eines deutschen Volksbuches

*) Nach Eugen Wolff „Faust und Luther" (Halle 1912) geht die Urform des Faust-Volksbuches auf katholische, d. h. antilutherische Schriftsteller zurück; Wolff vermutet, daß der Franziskaner Johann Nas († 1590), ein satirischer Gegner der Reformation, dabei mitgewirkt habe. — Es mag hier auch die Abhandlung von Konrad Burdach „Faust und Moses" (Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1912) Erwähnung finden. Zwischen der Feuererscheinung des Erdgeistes und der Erscheinung Jahwes im feurigen Busch vor Moses mögen in der Tat verwandtschaftliche Beziehungen herrschen; auch kann Herders Hinweis auf die magische Natur des Genies, insonderheit eines Moses, der sein Volk durch Wasser und Wüsten nach Kanaan führte, anregend gewirkt haben.

erschien die „Historia von Dr. Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler" – und zwar merkwürdigerweise in Goethes Geburtsstadt Frankfurt a. M. bei dem Buchdrucker Spieß. Das Buch gewann rasche Verbreitung und wurde in den nächsten Jahren häufig gedruckt; gleich 1588 erschien auch eine niederdeutsche Bearbeitung, die ihren Weg nach England gefunden haben muß, wo sie sofort von dem genialen Stürmer Christoph Marlowe († 1593) dramatisch bearbeitet wurde, so daß bereits um 1590 Fausts Taten und schreckhafter Tod auf der englischen Bühne zu sehen waren und durch den derben Reiz des Stoffes kräftig wirkten.

Das deutsche Volksbuch erfuhr mehrfache, zum Teil sehr umfangreiche Bearbeitungen, so von Widmann 1599, von Pfitzer 1674, knapper von einem „christlich Meinenden" 1726: welch letzteres Buch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch oft gedruckt wurde, ein Zeichen, daß der Stoff und die Faust-Gestalt dauernd das Volksempfinden gefangen hielten. In dieser Form ging es wohl auch als Jahrmarktsbuch auf schlechtem Papier ins breiteste Volk über; und eines dieser Löschpapier-Bücher hat jedenfalls schon der junge Frankfurter Bürgersohn in Händen gehabt.

Stärkere Anregungen erhielt jedoch der Dichter vom dramatisierten Faust. Englische Schauspieler brachten Marlowes Drama herüber nach Deutschland; aber freilich in Formen, die bei der rückständigen deutschen Kultur gegenüber der stark entwickelten englischen Bühnenkunst eine Verballhornung bedeuten mußten. Das ganze siebzehnte Jahr-

hundert hindurch hören wir von Aufführungen solcher englischer Komödianten, bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Allmählich aber, unter dem Einfluß der Aufklärung, veränderte sich der Charakter des Stückes; das Tragische des Stoffes trat zurück, das Humoristische — verkörpert in der bekannten Kasperle-Figur — drängte sich vor. Jedoch ungeändert blieben als Anziehungsmittel die Zauberkunststücke, die dem Stoff das Fremdartig-Gruselige gaben, wenn man auch den Teufel in Gottscheds Aufklärungszeiten weniger ernst nahm als in den Tagen Luthers. Auch das Puppenspiel bemächtigte sich des immer zugkräftigen Stückes. Und in diesen Formen hat dann Goethe schon in jungen Jahren von der Faustsage einen ersten starken Eindruck erhalten, nachdem in denselben Jahrzehnten schon Lessing — im siebzehnten Literaturbrief — auf die Gewalt und Größe des Gegenstandes aufmerksam gemacht und eine dramatische Skizze entworfen hatte.

So wanderte der große Stoff, bis er seinen Meister gefunden hatte: einen Sohn jener Stadt, in welcher das allererste deutsche Faustbuch, mehr als zweihundert Jahre früher, zuerst gedruckt worden war.

Damit war aber der unstete Schwarzkünstler Faust noch lange nicht beruhigt. Noch zwei andere „Stürmer und Dränger", Maler Müller und Klinger, bemächtigten sich des Stoffes; und der Straßburger Wagner, ein Jugendfreund Goethes, nahm dem jungen Dichter die Idee der „Kindermörderin" ab, die im unveröffentlichten „Urfaust" der siebziger Jahre einen so ergreifenden Ausdruck fand.

Unbekannte Schriftsteller (Weidmann, Schink, Schöne, Klingemann usw.) suchten in den nächsten Jahrzehnten den Stoff zu fassen; und selbst im neunzehnten Jahrhundert behandelten der kraftgenialische Grabbe („Don Juan und Faust", 1829) und der düstre Lenau („Faust", begonnen 1833, erschienen 1836) die Gestalt in der ihnen eigenen Weise – merkwürdigerweise gerade in den Jahren um Goethes Tod, als Goethes eigene Lebensarbeit an Faust zum Abschluß kam. Im Ganzen haben noch nach Goethe über 70 Dichter irgendwie den Faust-Stoff bearbeitet!

Was zog alle diese Dichter an jener Gestalt so mächtig an? Zwei Aussprüche, einer von Maler Müller (1778) und einer von Lenau (1833), prägen das Anziehende dieses Stoffes unabhängig voneinander mit ganz ähnlichen Worten. „Faust war in meiner Kindheit", bemerkt Maler Müller im Vorwort, „immer einer meiner Lieblingshelden, weil ich ihn gleich für einen großen Kerl nahm; ein Kerl, der alle seine Kraft gefühlt, gefühlt den Zügel, den Glück und Schicksal ihm anhielt, den er gern zerbrechen wollt'". Und Lenau schreibt an Justinus Kerner (27. Nov. 1833): „Da hab ich denn endlich einen Kerl gefunden, auf den ich meinen ganzen Höllenstoff ablagern kann, er ist damit bereits beladen wie ein Steinesel. Faust ist zwar von Goethe geschrieben, aber deshalb kein Monopol Goethes, von dem jeder andre ausgeschlossen wäre. Dieser Faust ist Gemeingut der Menschheit."

Damit sind wir wieder bei dem Gesichtspunkt angelangt, von dem wir in diesem Kapitel ausgegangen sind: Gestalten

wie Faust sind „Gemeingut der Menschheit", sind Typen, sind Mythos und Sage, in denen sich etwas Allmenschliches personifiziert.

Genau so, langsam, wie die Sage bildet, gleichsam in kristallinischer Formung, gleichsam wie eine Anhäufung verschiedener geologischer Schichten: ist nun die Faust-Dichtung auch in Goethe selber entstanden. Die Arbeit am Faust erstreckt sich durch Goethes ganzes Leben. Es ist sinnreich, daß der Dichter im überhaupt letzten Briefe seines langen Lebens, an Wilhelm von Humboldt (17. März 1832), auch auf dieses Lebenswerk zu sprechen kommt: „Es sind über 60 Jahre, daß die Konzeption des ‚Faust' bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich, vorlag. Nun hab ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen und nur die mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, so daß im zweiten Teile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem übrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwillig tätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange tätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Ältere vom Neueren, das Spätere vom Früheren unterscheiden können; welches wir dann den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen."

Goethe brauchte sich in der Tat keine Furcht angehen zu lassen, man hat seiner Arbeit am „Faust" bis in alle

Winkel und Ecken hinein gründlich nachgeforscht – ganz ähnlich wie die heutige Paläontologie die einzelnen Erdschichten oder wie die philologische Kritik Bibel, Homer und Nibelungenlied untersucht. Ja, dieses analytische und spezialistische Zeitalter droht über dem Erforschen der Teile und Teilchen den Sinn für das Ganze zu verlieren. Manche Erläuterungswerke scheinen nur geschaffen zu sein, dem auf das Ganze ausgehenden Leser den Blick zu verwirren. Wir wollen gleichfalls einen literaturgeschichtlichen Gang durch Goethes Arbeit versuchen; aber wir behalten darum doch der Dichtung höhere Einheit im Auge – so wie auch Homers Gedichte und das Nibelungenlied geistige Einheiten sind.

* * *

In den vorweimarischen Brausejahren, zwischen 1770 und 1775, sind die ersten Szenen des Faust entstanden. Manche sind schon auf den ersten Wurf vollständig gelungen und später in dieser Form in das Werk aufgenommen worden. Andere, z. B. die Kerkerszene, waren nicht im deutschen Reimvers des Hans Sachs gehalten, sondern in der ungestümen Prosa der Sturm- und Drangperiode. Aber das Ganze ist durchpulst von einer außerordentlichen Empfindungs- und Gestaltungsstärke.

Dieser sogenannte „Urfaust" ist nicht veröffentlicht worden. Es war die Zeit der großen Ansätze: Prometheus, Mahomet, Cäsar meldeten sich zum Wort und fanden keine oder nur fragmentarische Gestaltung; und so auch Ahasver und Faust. Am weitesten von allem gedieh Faust, blieb dem Herzen

des Dichters nahe und wanderte samt dem unvollendeten Egmont im Herbst 1775 mit nach Weimar.

Dort erregte er, von Goethe mit dämonischer Kraft vorgelesen, Aufsehen; ein begeistertes Hoffräulein, das elastische, kluge Fräulein von Göchhausen, erbat sich das Manuskript und nahm eine Abschrift. Diese Abschrift ist im Jahre 1887 wieder entdeckt und von Prof. Erich Schmidt zum ersten Male herausgegeben worden — also genau dreihundert Jahr nach der ersten Ausgabe des ersten deutschen Volksbuches.

Schon diese erste Dichtung enthält im wesentlichen die Gretchentragödie, die hier, weil rascher zum Ziele eilend, fast noch unmittelbarer packt und erschüttert als in der später veredelten, dichterisch im einzelnen allerdings bedeutenderen Form. Noch fehlen Zueignung, Prolog im Himmel, Vorspiel auf dem Theater, Pakt mit Mephistopheles samt Osterspaziergang und darauffolgender Studierzimmerszene; noch sind Auerbachs Keller und Kerkerszene Prosa; die Handlung eilt, nach dem Eingangsmonolog in der Studierstube, wo Wagner flüchtig auftaucht und der Geist der Erde erscheint, sowie nach einem Gespräch zwischen dem plötzlich anwesenden Mephisto und dem Schüler, sofort in Auerbachs Keller, dann zur Begegnung mit Gretchen, und von da zum Schluß bis zum verhallenden Weheruf Gretchens. Dem „Sie ist gerichtet" Mephistos gesellt sich hier noch kein „Sie ist gerettet" von oben hinzu. Es ist ein Ausschnitt. Wie der Dichter das Ganze zu gestalten gedachte, ist aus diesem Lebensausschnitt noch nicht zu ersehen.

Als nun Goethe im Sommer 1786 eine Ausgabe seiner Schriften durchdachte, rückten auch die Faust-Skizzen wieder in den Vordergrund. Während des italienischen Aufenthalts, zu Rom in der Villa Borghese, entstand dann – welch seltsamer Gegensatz zu der umgebenden Schönheit! – die Welt der Hexenküche, wo Faust den Verjüngungstrank der Hexe trinkt und im Zauberspiegel das verführerische Weib erblickt. Ein Übergangsmotiv also aus der Gelehrtenstube in die Welt des Lebens, der Sinnlichkeit. In Rom ist auch das Selbstgespräch „Erhab'ner Geist, du gabst mir, gabst mir alles" und die darauffolgende Auseinandersetzung mit dem sinnlich schürenden Mephisto gedichtet worden. Es galt eben, Lücken auszufüllen zwischen dem gelehrten Faust und dem sinnlichen Faust. Und da ist es bezeichnend, daß gerade Italien dem freier und weiter werdenden Dichter die nötigen Reizungen gab. Die vorhandenen Szenen wurden durchgesehen, der Vers hie und da verbessert, die Kellerszene in Verse umgegossen. So ging dann 1790 der erste Teil als „Fragment" hinaus: ein Fragment im wörtlichsten Sinne – denn die Kerkerszene blieb fort! Es hatte die Stimmung gefehlt, die Prosa in den Vers umzuschmelzen. Mit der Domszene brach das Fragment ab. Man sah Gretchen in ihren Seelenqualen unter den Anklagen des bösen Geistes in Ohnmacht fallen.

So also trat Goethes „Faust" zum erstenmal hinaus, von einzelnen (Schlegel, Schelling) zwar in Verehrung gegrüßt, sonst aber vor ein ziemlich laues und verwundertes Publikum, das auch zu „Iphigenie" und „Tasso" nur sehr

langsam ein Verhältnis fand. Es war Goethes einsame Epoche, zwischen dem Bruch mit Frau von Stein und der Freundschaft mit Schiller. Drüben aber in Frankreich, auch deutsche Köpfe sehr erhitzend, tobte die große Revolution und erschwerte in Europa die Empfänglichkeit für geistige Großtaten. Goethe schnürte also den Rest der Faustszenen in ein Paket und legte sie zurück.

Da war es Schillers Energie, die in die stockende Masse wieder Bewegung brachte. Im Sommer 1794 waren sich die beiden großen Dichter und Denker in bedeutsamer Aussprache nahe getreten. Und schon im Herbst erfolgte eine erste Anregung. Am 29. Nov. 1794 schrieb Schiller an Goethe: „Mit nicht weniger Verlangen würde ich die Bruchstücke von ihrem ‚Faust‘, die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin atmet, so weit als möglich verfolgen.“ Aber zurückhaltend antwortet Goethe (2. Dez. 1794): „Von Faust kann ich jetzt nichts mitteilen, ich wage nicht, das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben, ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich mir keinen Mut. Kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Teilnahme.“ Der letztere Satz war in Goethes Mund keine Redensart. Denn die Arbeiten jener Jahre an den „Horen“ beweisen, wie anregend und herauslockend Schiller

auf Goethes Geistes-Schätze gewirkt hat. Noch zweimal im Jahre 1795 (2. Jan. und 17. Aug.) klopft Schiller brieflich wegen des „Faust" an, ohne freilich Antwort zu bekommen.

Erst zwei Jahre später kam ein Augenblick, wo sich Goethe mit einer neuen Arbeit zu befrachten das Bedürfnis empfand: nach seinem alten Rezept, durch Hinwendung zu entschlossener Tat „unruhige Zustände" zu überwinden. Und da erinnerte er sich Schillers; er bat ihn geradezu, ihm bei dem ersten Schritt in die zu disponierenden Massen zu helfen.

Die Briefe, die in dieser Sache gewechselt wurden, sind charakteristisch für die Art, wie sich die beiden großen Männer befruchteten und ergänzten.

Am 22. Juni 1797 schreibt Goethe: „Da es höchst nötig ist, daß ich mir, in meinem jetzigen unruhigen Zustande, etwas zu tun gebe, so habe ich mich entschlossen, an meinen Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiter zu bringen, indem ich das, was gedruckt ist, wieder auflöse und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponiere, und so die Ausführung des Planes, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in schlafloser Nacht durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eigenen Träume, als

ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten. Da die verschiedenen Teile dieses Gedichts, in Absicht auf die Stimmung, verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordinieren, da übrigens die ganze Arbeit subjektiv ist: so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten, und so bin ich auch jetzt etwas zu leisten imstande."

Gleich am nächsten Tage (23. Juni) antwortet Schiller: „Ihr Entschluß, an den Faust zu gehen, ist mir in der Tat überraschend, besonders jetzt, da Sie sich zu einer Reise nach Italien rüsten. Aber ich hab' es einmal für immer aufgegeben, Sie mit der gewöhnlichen Logik zu messen, und bin also im voraus überzeugt, daß Ihr Genius sich vollkommen gut aus der Sache ziehen wird. Ihre Aufforderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Desideria mitzuteilen, ist nicht leicht zu erfüllen; aber soviel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden suchen, und wenn auch das nicht geht, so will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von Faust zufällig fände und solche auszuführen hätte. So viel bemerke ich hier nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine *symbolische Bedeutsamkeit* nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplizität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem

Gegenstand stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch; und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen. Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues, denn Sie haben diese Forderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen. Wenn Sie jetzt wirklich an den Faust gehen, so zweifle ich auch nicht mehr an seiner völligen Ausführung, welches mich sehr erfreut."

Die letzten Worte waren prophetisch gesprochen. Goethe ging in jenen Jahren wirklich an die Fortführung des „Faust", und der Dichtung erster Teil, so wie wir ihn jetzt besitzen, erschien ein Jahrzehnt später vor der Öffentlichkeit, freilich von Schiller nicht mehr erlebt.

Die Unterhaltung über den „Faust" setzte sich noch durch einige Briefe fort. „Dank für Ihre ersten Worte über den wieder auflebenden Faust", schreibt Goethe gleich tags darauf (24. Juni 1797): . . . „Ihre Teilnahme ist in mehr als einem Sinne fruchtbar." Er bekennt dem Freunde, daß er sich „einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt mit Lust und Liebe vorbereite", weil die geplante Südlandsreise doch wohl zerrinnen werde. „Fahren Sie fort, mir etwas über Gegenstand und Behandlung zu sagen!"

Schiller liest nun das Fragment wieder und teilt dem Freunde seinen Eindruck mit (26. Juni): „Den Faust habe

ich nun wieder gelesen, und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung." Denn, fährt er fort, „für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Zum Beispiel: es gehörte sich meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde" – aber hier droht, nach Schillers Meinung, die Gefahr einer „zu großen Umständlichkeit und Breite". Schwierig ist es ferner, „zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen"; „Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben miteinander zu ringen"; nämlich: „Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstand, und der Faust vor dem Herzen recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz." Schwierig ist ferner, „daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt". Und er schließt: „Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Teil des Ganzen anschmiegen wird."

Am nächsten Tag (27. Juni 97) antwortet Goethe: „Ihre Bemerkungen zu Faust waren mir sehr erfreulich. Sie treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorsätzen und Plänen recht gut zusammen, nur daß ich mir's bei dieser barbarischen Komposition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke . . . Ich werde sorgen, daß die Teile anmutig und unterhaltend sind und etwas denken lassen; bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des

epischen Gedichts zustatten kommen." Bezeichnend ist auch der versöhnliche Satz, daß sich Verstand und Vernunft, „wie zwei Klopffechter", zwar „grimmig herumschlagen" werden, um aber „abends zusammen freundschaftlich auszuruhen". Kurz: „Wir wollen abwarten, an welches Ufer der Genius das Schifflein treibt."

Aus Briefen vom 1. Juli und vom 5. Juli erfahren wir noch, daß Faust „in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben", doch von anderen Dingen wieder verdrängt worden. Aber im April 1798 rückt die Arbeit wieder voran; stockt freilich bald wieder. Lächelnd lesen wir dann, wie Schillers Energie am 24. März 1800 sich an den Verlagsbuchhändler Cotta wendet: „Ich fürchte, Goethe läßt seinen Faust, an dem schon so viel gemacht ist, ganz liegen, wenn er nicht von außen und durch lockende Offerten veranlaßt wird, sich noch einmal an diese große Arbeit zu machen und sie zu vollenden. Der Faust wird, wie er mir sagte, wenn er vollendet ist, zwei beträchtliche Bände betragen. Er rechnet freilich auf einen großen Profit (!), weil er weiß, daß man in Deutschland auf dieses Werk sehr gespannt ist. Sie können ihn — das bin ich überzeugt — durch glänzende Anerbietungen dahin bringen, dieses Werk in diesem Sommer auszuarbeiten. Berechnen Sie sich nun mit sich selbst, wieviel Sie glauben, an so eine Unternehmung wagen zu können und schreiben alsdann an ihn. Er fordert nicht gern und läßt sich lieber Vorschläge tun, auch akkordiert er lieber ins Ganze als bogenweise."

Solcher Mittel also bedurfte es, um Goethes dumpfen, stockenden Zustand in bezug auf den Faust wieder in Fluß zu bringen! Tatsächlich antwortete denn auch Cotta sofort nach dem Empfang von Schillers Brief (4. April 1800). „Wegen Ihres freundschaftlichen Rates in Hinsicht auf Goethe meinen wärmsten Dank; ich schreibe sogleich heute an ihn und hoffe durch Ihre Verwendung ein günstiges Resultat." Und am 11. April kommt ein Brief von Goethe an Schiller: „Ich habe einen Brief von Cotta über Faust, den Sie mir wahrscheinlich zugezogen haben. Wofür ich aber danken muß. Denn wirklich habe ich auf diese Veranlassung das Werk heute vorgenommen und durchdacht!"

Also Schillers Verdienst auch hier, auf dem Umweg über den Geschäftsmann Cotta!

Diese Beispiele mögen genügen, um zu veranschaulichen, wie langsam und unter welchen Schwierigkeiten die Arbeit am Faust vorgeschritten ist.

So entstand in jenen Jahren (1797) zunächst die etwas melancholische, von beginnendem Altersgefühl überschattete „Zueignung"; die Kerkerszene wurde in die wundervoll packenden Reime umgegossen und veredelt, ohne an Kraft zu verlieren; kräftig gelang die Kampfszene mit Valentin, der im „Urfaust" nur in einem Monolog aufgetreten war und im Fragment ganz fehlte; die Walpurgisnacht schildert in bedeutenden Tönen das Reich Satans; es gestalteten sich der poesievolle Osterspaziergang, der Pakt; aber erst nach und nach, besonders im Frühjahr 1806, erhielt der erste Teil endlich die Form, wie wir ihn heute besitzen,

wobei in all diesen Jahren bereits Skizzen oder einzelne Ausführungen vom zweiten Teil (Helena!) nebenher gelaufen waren. Endlich, durch die Kriegswirren von 1806 in der Herausgabe verzögert, erschien im Frühsommer 1808 – demnach in einer Zeit, wo das politische Deutschland tief darniederlag – „Faust, eine Tragödie", als achter Band der damals von Cotta veröffentlichen Werke.

Dieses neue Buch war also nun mit ganz neuen Zügen ausgestattet. Es war über die bloß irdischen Geschehnisse hinausgehoben, indem an seiner Spitze ein „Prolog im Himmel" die unteren Vorgänge sub specie aeternitatis betrachtete. Und eben diese Betrachtungsweise ist es, was Schillers Brief vom 23. Juni 1797 als „Vernunftidee" oder „philosophische Behandlung" oder „symbolische Bedeutsamkeit" vorgeschlagen hatte.*)

Diesmal erfolgte in der Öffentlichkeit ein weit lebhafterer Widerhall als einst bei dem ratlos oder ablehnend aufgenommenen Fragment. „Goethe war jetzt wieder", be-

*) Wenn Witkowski in seinem wertvollen Kommentar (Leipzig, Hesse, 1907) schreibt: „Die Vernunftidee, von der Schiller spricht, kann nicht irgendeine philosophische Wahrheit bedeuten, die durch das ganze Werk bewiesen werden soll" – dann aber fortfährt: „Nirgends anders ist die Vernunftidee zu suchen, als in der durch die Handlung bekräftigten Überzeugung von der unbesiegbaren Kraft des Guten und von der Erlösung, die schon im Streben selbst dem Menschen gesichert ist": so bewegt er sich hier in einem leisen Widerspruch. Ist etwa der eben geäußerte Gedanke keine philosophische Wahrheit? – Aber was er meint, hat unseren Beifall. Tatsächlich ist jener 23. Juni 1797, durch Schillers Formulierung (die aber schon in Goethe latent vorhanden war), der „Geburtstag des Faust, der großen Weltdichtung", da jetzt „Ausgangspunkt und Ziel der Handlung" das „Überirdische, die großen Weltmächte" sind.

merkt Düntzer, „entschieden als erster Dichter der Nation bei aller Verehrung Schillers anerkannt, was sich auch im raschen Abgange der neuen Ausgabe seiner Werke zeigte." Doch fügt auch er hinzu, daß für das tiefere Verständnis des großen Werkes in all jenen Jahren wenig geschah. Dazu waren jene politischen und kriegerischen Zeiten nicht gestimmt.

Über die Reife oder Tiefe jenes Beifalls aus dem deutschen Volke ist vielleicht ein bezeichnendes Beispiel der folgende Brief von Reinhard an Goethe — und des Dichters nicht minder bezeichnende Antwort. Jener zitiert eine Briefstelle einer älteren Dame, worin es heißt: „Den Prolog („die Zueignung") mußte ich für Dich und Karl abschreiben; er ist zu schön und ein Himmelsfunken drinnen, den ich bisher in Goethes Gemüt nicht fand (!), ein weiches, inniges Gefühl, ein Zusammenhang mit abgeschiedenen Freunden, der in dem Himmelsdome von Goethes Geiste nie fehlen konnte, wenn er auch zuweilen durch Erddünste verdeckt ward. Jetzt sieht man die reine Bläue von Lieb' und Freundschaft durch, und dies tut so wohl. Diese Zeit erzieht ihre Menschen; was im Glück schlummernd lag, wird schmerzhaft wach durch Leiden." Diese Stelle teilt Reinhard dem Dichter unbefangen mit und fügt hinzu: „Dieses Urteil der Mutter haben meine Rührung und meiner Frau Tränen bekräftigt" (18. April 1808). Sehr fein, in der ihm eigenen ruhigen Höflichkeit, und nicht ohne einen Unterton von Humor, antwortet nun Goethe (22. Juni): „Daß die Stanzen der ‚Zueignung' meines

‚Faust' vorläufig gut gewirkt, ist mir sehr angenehm zu hören, doch muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu Ehren meines, wenn ich nicht irre, ziemlich verkannten Innern versichern, daß diese Strophen schon sehr alt sind und ihre Entstehung keineswegs den Tribulationen der Zeit verdanken, mit denen ich mich auf eine lustigere Weise abzufinden pflege. Soviel habe ich überhaupt bei meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publikum nicht immer weiß, wie es mit den Gedichten, sehr selten aber, wie es mit dem Dichter dran ist. Ja, ich leugne nicht, daß, weil ich dieses sehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Versteckens zu spielen."

Nun galt es, den schweren zweiten Teil zu fördern, an dem schon seit Ende der neunziger Jahre entwurfsweise von Zeit zu Zeit gearbeitet worden war. Aber die „Wahlverwandtschaften", „Dichtung und Wahrheit", „Farbenlehre" und andre Tätigkeiten drängten sich dazwischen, so daß Goethe im Jahre 1816 die Hoffnung auf Vollendung dieses zweiten Teiles aufgegeben hatte und für „Dichtung und Wahrheit" eine summarische Inhaltsangabe niederschrieb, wie etwa die Gestaltung geplant gewesen war. Erst in den zwanziger Jahren, als er die Ausgabe letzter Hand seiner Werke zu durchdenken begann, traten auch die Faust-Skizzen wieder in den Vordergrund. Und hier war es nun der zähe, treue, stille Eckermann — seit 1823 in Goethes Bezirk — der seinen Meister unablässig zur Vollendung des großen Werkes aufmunterte. Und so wurde im Frühjahr 1825 endlich die Arbeit wieder

aufgenommen. Helena sollte nach den anfänglichen Skizzen ins Rheintal zitiert werden, nun aber wurde der Schauplatz nach Griechenland verlegt, und Goethe las zu diesem Behuf eine Anzahl Reisewerke. So wurde im Jahre 1826 der dritte Akt geschaffen, der Kern des zweiten Teiles; und auch bereits der überleitende Anfang des ersten Aktes. Die Helena-Szenen gingen gleich in Druck und wurden nebst jenem Anfang in die gesammelten Werke aufgenommen; er gab dem Liebesspiel den Titel: „Klassisch-romantische Phantasmagorie, Zwischenspiel zu Faust". In den zwei folgenden Jahren (1827 und 1828) fügten sich noch die Szenen am Kaiserhofe (Mummenschanz usw.) hinzu und wurden gleichfalls in Goethes Werken veröffentlicht. Diese vereinzelten Bruchstücke waren das letzte, was Goethe selber der Öffentlichkeit übergeben hat.

Von jetzt ab (Anfang 1828) bis zu seinem letzten Geburtstage hat nun der Dichter in der Stille weitergearbeitet. Der Tod des Großherzogs, auch einmal ein Blutsturz, oder die Pariser Ereignisse von 1830, konnten das Hauptgeschäft nicht stören oder beeinträchtigen. Ein „fünfzigjähriges Gespenst" nennt er die Arbeit am Helena-Spiel bei der Übersendung an Zelter (1827); auch gegenüber Humboldt bezeichnet er sie als eine seiner „ältesten Konzeptionen". Er liest von Zeit zu Zeit Eckermann etwas vor und seufzt unter der Schwierigkeit der Arbeit auf, da er oft nur „in den frühen Stunden des Tages" arbeiten konnte: „wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle, und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht ver-

wirrt haben." Aber zäh hält er fest. „Es soll mich nun aber auch nichts wieder vom Faust abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte, ihn zu vollenden!" Und er bekennt dankend seinem Eckermann, was auch andre bestätigen: „Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Teil des Faust zustande bringe."

Und er brachte es zustande. „Den noch fehlenden vierten Akt" – so lesen wir in Eckermanns Gesprächen mit Goethe (Juni 1831) – „vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen, so daß im August der ganze zweite Teil geheftet und vollkommen da lag. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. ‚Mein ferneres Leben', sagte er, ‚kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue'."

Der zweite Teil erschien nach Goethes Tod noch im Jahre 1832 als erster Band der nachgelassenen Werke.

* * *

So hat Faust seinen Dichter durch ein ganzes Leben hindurch begleitet, vom Puppenspiel der Knabenzeit bis zum Tode – ordentlich als hätte sich der unstete Gesell nach Erlösung gesehnt durch Goethes Dichterwort. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn ein so vielseitiger, so gedankenreicher Dichter und Denker wie Goethe in dieses Lebenswerk alles mögliche „hineingeheimnißt" hat, nicht zum wenigsten auch seine naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, mit denen ja der Dichter ziemlich isoliert stand. Aber auch

von der bildenden Kunst hat er gewiß bedeutende Anregungen verwertet, besonders aus den Bezirken der Antike und der italienischen Malerei.*) Ja, man kann sagen, daß sich die beiden Teile des Faust, auch aus dem Gesichtswinkel bildender Kunst betrachtet, auf zwei Stimmungsgebiete verteilen lassen: der erste Teil würde etwa der niederländisch-deutschen Malerei zuzuweisen sein (Rembrandt-Dürer-Höllenbreughel usw.), während der zweite der plastischen und malerischen Kunst des Südens entspricht. Und innerhalb des zweiten Teiles wieder steht die klassische Walpurgisnacht in seltsamem Gegensatz zum mittelalterlich-christlichen Schlußbild; den letzteren Kunstbezirken war ja Goethe durch Sulpiz Boisserée im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunders wieder nahe gekommen. So suchen sich auch in Goethes Kunstanschauung, wie sie sich im „Faust" spiegelt, verschiedene europäische Kunstzeitalter zu berühren und zu ergänzen. Auch insofern kann man den Faust eine europäische Dichtung nennen, befruchtet von den wichtigsten Kulturen und Kunstepochen Europas.

Und so verstehen wir gerade bei einem Blick auf diese lange, schwere und vielfältige Arbeit am Faust ein Wort Goethes an Soret (Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret, herausgeg. v. K. A. H. Burkhardt, Weimar 1905): „Das größte Genie würde nicht sehr weit kommen, wenn es alles aus sich schöpfen wollte. Was ist denn ein Genie, wenn es nicht die Fähigkeit besitzt, alles, was ihm nahe

*) Es ist darüber ein besonderes Buch, mit Abbildungen, erschienen: Willy Storck, Goethes Faust und die bildende Kunst (Leipzig 1912).

kommt, sich nutzbar zu machen? Der talentvollste junge Maler, der seiner Phantasie ganz allein vertrauen zu müssen glaubt, würde – wenn er ein Genie wäre – nicht in dieses Zimmer treten können und die Bilder an den Wänden ansehen, ohne von hier mit einem viel reicheren Vorrat von Ideen wegzugehen. Was bin ich denn selbst, was habe ich geleistet? Alles, was ich gesehen, gehört und beobachtet, habe ich gesammelt und ausgenutzt. Ich habe oft geerntet, was andere gesäet haben; mein Werk ist das eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt."

So sachlich-bescheiden spricht der Dichter des „Faust" von seinem Schaffen, dessen persönliche Prägung und Gestaltung dennoch letzten Endes sein ureigenes Werk ist.

* * *

Als Anhang zu dieser Betrachtung dürfen vielleicht noch einige Hinweise auf die ersten Aufführungen des „Faust" hinzugefügt werden.

In die Malerei drangen die Faust-Szenen schon um 1809 vor, indem Peter Cornelius den Zyklus seiner Zeichnungen begann. Aber die Bühne stand der Dichtung bedenklicher gegenüber; das Werk galt als unaufführbar, auch nach dem Urteil eines Fachmannes wie A. W. Schlegel (Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur). Goethe selbst war aber bereits um 1810 dabei, eine Aufführung zu erwägen, und erbat sich dazu die Hilfe seines musikalischen Freundes Zelter. Die Sache zerschlug sich indessen. Da war es ein polnischer Fürst und Komponist,

Anton Radziwill, der das Werk zuerst zur Aufführung brachte. Er hatte verwandtschaftliche Beziehungen zum preußischen Königshofe und steckte mit seiner Begeisterung die preußischen Prinzen an, die nun, unter Mithilfe des Intendanten und weniger Schauspieler, eine Privat-Aufführung in Szene setzten, wobei ein Bruder der Königin Luise den Mephisto spielte (Herzog Karl von Mecklenburg). Wie wenig Goethes Dichtung damals (1816) bekannt war, ersieht man aus Zelters Briefen an Goethe. Bei der ersten Zusammenkunft der Prinzen, Grafen, Fürsten und Herren hatte keiner ein eigenes Exemplar; es wurde zu den Buchhändlern geschickt, die aber zumeist selber keine Exemplare auf Lager hatten. Endlich, am 21. Mai 1820, fand also am Berliner Hofe die überhaupt erste Aufführung von Goethes „Faust" statt. „Denkst du dir den Kreis", schreibt Zelter, „in dem dies alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsren ersten Schauspieler als Faust, unsre erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Komponist, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Kapelle der ersten Art, wie man sie findet, und endlich einen Singchor von unsren besten Stimmen, darunter ein Konsistorialrat, ein Prediger, Staats- und Justizräte, und dies alles angeführt vom königlichen Generalintendanten aller Schauspiele der Residenz, der den Maschinenmeister, den Dirigenten, den Souffleur macht, in der Residenz, in einem königlichen Schlosse: so sollst du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, dich unter uns zu wünschen."

Neun Jahre später, im Jahre des achtzigsten Geburtstages, sollte dann Goethes „Faust" – wir sprechen natürlich immer nur vom ersten Teil – auch auf die öffentliche Bühne kommen. Der Braunschweiger Klingemann hatte einen Bühnenfaust zusammengedichtet und aufführen lassen; im Gespräch über diese Aufführung vernahm der Herzog von Braunschweig, daß auch Goethe einen „Faust" verfaßt habe, las das Werk und befahl die Aufführung, die denn am 19. Januar 1829 am Hoftheater zu Braunschweig stattfand. Am 29. August desselben Jahres folgte nun die Aufführung in Weimar, wobei Goethe die Dichtung eindrucksvoll bei einer ersten Zusammenkunft in seinem Hause vorlas, der Vorstellung aber nicht beiwohnte. In denselben Tagen war zu Dresden (am 27. August, durch Tieck bearbeitet) und tags darauf zu Leipzig das große Werk zur Darstellung gekommen.

Nun war das Eis gebrochen. Der erste Teil des „Faust", wenn auch gekürzt, hielt sich fortan auf der Bühne. Und später (Devrient, Dingelstedt) gesellten sich Versuche hinzu, das ganze Werk für die Darstellung zu gewinnen. Eine unübersehbare Literatur hat sich auch aus diesen Bestrebungen entwickelt und die bereits unübersehbaren Faust-Erklärungen noch vermehrt.

Nun, wir erblicken in dieser Fülle weiter kein Unglück, halten es hierin vielmehr in gewisser Hinsicht mit Jakob Burckhardt, der einmal in einem Brief an einen Studenten (1855) folgendes über die Beschäftigung mit Goethes Dichtung schrieb (vgl. Goethejahrbuch 1909):

„Es ist ein festes, unabweisbares Schicksal der gebildeten deutschen Jugend, daß sie in einem bestimmten Lebensalter am Faust bohre und grüble, und dieses Schicksal sind Sie nun eben im Begriff zu erfüllen. Sie helfen eine Regel konstatieren. Goethe im Himmel (oder wo Sie wollen) freuet sich darüber, daß die deutsche Jugend wie im Leben, so auch in seinem Gedichte mehr irrt und sucht, als fertige Resultate gewinnt. Es würde den alten Herrn tief schmerzen, wenn man im Faust feste Dogmen findet. Also: irren Sie im Faust herum! Die edelsten Geister haben alle diesen Weg gehen müssen, weil sie feste Wahrheiten suchten; das Gedicht neckte sie, zog sie dann tief in seine unter- und überirdischen Gänge hinein und hinterließ ihnen zuletzt gar keine Wahrheiten (?), aber einen geläuterten Trieb zur Wahrheit, wie die Beschäftigung mit hohen geistigen Dingen ihn überhaupt hervorrufen soll."

Hinter die Wendung, daß die Beschäftigung mit Faust „gar keine Wahrheiten" hinterlasse, setzen wir freilich ein Fragezeichen. Denn uns ist Goethes Faust ein Erlösungswerk. Doch auch wir sehen in der persönlichen Vergeistigung und Veredlung, die aus ernstem Ringen um hohe geistige Werke hervorgeht, in der Tat für uns selber den schönsten Lohn.

Fünftes Kapitel.

„Faust" als Kunstwerk.

Einer Betrachtung des „Faust" in Hinsicht seiner künstlerischen Werte mußte die Darlegung der ausgedehnten, über ein ganzes Leben verteilten, oft gänzlich ruhenden Arbeit an dieser Dichtung vorausgehen. Denn hier eben knüpfen einige Gegner an.

Der temperamentvoll-eigensinnige Schwabe Friedrich Vischer hat in seinen Kämpfen gegen Löper, Düntzer und andere Goethe-Verehrer den Vorwurf des „Stilbruchs" zwischen den beiden Teilen des „Faust" mit Schärfe festgehalten und dem greisen Geheimrat Goethe ganz gehörig am Zeug geflickt. Mit Wärme, ja ansteckender Begeisterung singt er dem „deutschen Stil" des ersten Teils, diesem „geistdurchdrungenen germanischen Realismus", ein Loblied; und er wird nicht müde, die „Seltsamkeiten, Sprachaffektationen, Sprachperücke" des zweiten Teils anzugreifen, ja teilweise „kindisch" zu nennen. Zudem empfindet er in dieser zweiten Hälfte als lederne Allegorie, was andere als Symbol, Idee oder gar als „Märchen" (Düntzer) unbefangen hinnehmen; und alles in allem ist er überhaupt gegen den zweiten Teil des „Faust" unversöhnlich.

Sein Urteil steht nicht allein. Von ästhetischer wie von kirchlicher Seite (z. B. Baumgartner) sind gegen Goethes Werk Bedenken und Angriffe erfolgt.

Es springt nun ohne weiteres in jedes Laien Augen, daß die Gretchen-Tragödie und überhaupt der erste Teil — mit Ausnahme etwa des überflüssigen Walpurgisnacht-Traumes — unmittelbar auf unser Empfinden und Schauen einwirkt. Das ist sprühende Lebendigkeit, dichterischer Atem, aus der Fülle inneren Dranges ausströmende poetische Kraft. Im zweiten Teil hingegen überwiegt eine Geistesstimmung, wie sie auch in der „Pandora", in des „Epimenides Erwachen", in der „Natürlichen Tochter" den Dichter zwar befrachtet, aber auch belastet. Es ist nicht nur die Hinwendung zur Antike, die sich hier zwischen Gedicht und Leser einschiebt; denn in der „Iphigenie" hat die Wärme des Beseelens trotz antiker Form nicht nachgelassen, und „Hermann und Dorothea" ist auch nach Vischer ein Musterbeispiel der Vermählung griechischer Form und deutschen Edelgeistes, was ja schon damals von den besten Zeitgenossen (Schiller, Humboldt) sehr warm anerkannt wurde. Aber im späteren „Faust" lastet noch anderes auf dem Dichter und auf dem Leser. Das Gedanken-Element wird nicht ganz in lebenswarme dichterische Form eingeschmolzen; der Vers hat oft schematischen Tonfall und eine gewisse Starrheit. Auch kommt der naturphilosophische Forscher hinsichtlich einer letzten Lösung nur schwer vom Fleck und ringt sich, in der breiten Fülle von ermüdendem Beiwerk, nur langsam die Gestaltung der Erlösungsidee ab. Denn die Idee einer immerwährenden Tätigkeit ist an sich schon nicht dramatisch, genügt sogar nur schwer zu epischer Verdichtung, hat in sich selber etwas, was ihrer Abrundung

widerstrebt — weshalb denn auch Goethe selber, der Dichter dieses erlebten Gedichtes, erst kurz vor seinem Tode zu einer Abrundung den Entschluß fand. Wohlverstanden: nicht die Einsicht selber, nicht die Idee der nutzwirkenden Tat war das Schwierige, aber die Gestaltung dieser erlösenden Idee. Faust sollte leben, schaffen, ungebrochen wirken — und sollte doch sterben und dem Teufel entrissen werden, damit der Pakt wörtlich ausgelöst und die Worte des Herrn im Prolog sichtbar bestätigt würden. Einen Schluß finden für einen Mann und ein Werk, die keinen Schluß anerkannten —! Daher die so häufig geäußerten Bemerkungen, Goethes „Faust" müsse Fragment bleiben. Weil er selbst eben sich bis zum Tode in rastloser Lebensbewegung empfand und sich auch die ewige Seligkeit nicht als Stillstand vorstellen konnte.

So erklärt sich das mitunter mühsame, ruckweise Arbeiten an diesem Lebenswerk aus tieferen Gründen, die im Gegenstand, so wie ihn Goethe faßte, beschlossen lagen. Und so erklärt sich auch teilweise, abgesehen vom sogenannten „Altersstil", die gedankenhafte Umständlichkeit des zweiten Teils. Hier hat nicht mehr unwiderstehlich pulsierendes inneres Drängen gedichtet, sondern mehr der abgeklärt über dem Stoffe stehende Denker und Künstler.

Das müssen wir zugeben, ja hervorheben, ohne jedoch deshalb zu einem unbedingt ablehnenden oder gar respektlosen Verhältnis genötigt zu sein. Der zweite Teil verlangt eine andere Einstellung als der erste. Mit dichterischen Organen saugen wir Sprache und Gestaltung des ersten

Teiles ein; der zweite verlangt nachdenksame Geistigkeit. Denn sein Verfasser war geistiger geworden, hatte sich forschend und sinnend bewußte Rechenschaft gegeben über die Welt, während er sich im ersten Teil als Dichter den Eindrücken hingab. Schiller unterscheidet einmal in einem jener Briefe sehr fein zwischen „Volksfabel" und „philosophischem" Teil; jeder reifende Mensch wird in späteren Jahren ohne irgendeine philosophische Stellungnahme nicht auskommen. Er kann doch nicht lebenslang in den Dingen selber umherwirbeln; er will über ihre Sinnlichkeit hinausgelangen in die dahinter wirkende Idee; er will der Reizung entrinnen in die Deutung. Dies ist der Prozeß in unserer zweiten Lebenshälfte; und dies der Prozeß im zweiten Teil des „Faust".

Also verlangt, wie wir sagten, der zweite Teil eine andere Einstellung; er darf und will nicht an der Stimmung des ersten Teils gemessen werden. Und unser kampflustiger Vischer verrennt sich oft in rechthaberisches Spießbürgertum und hat die beherrschende Evolutions-Idee im zweiten Teil des „Faust" nicht herausgefühlt, sondern ist im Unbehagen stecken geblieben.

Betrachten wir freilich das Werk als Drama, so dürften die einfacheren, geraden Linien in Lessings Entwurf, im Puppenspiel oder bei Marlowe bühnenkräftiger sein, weil eben die Fragestellung viel einfacher ist. Hier, bei Marlowe und im Volksspiel, zitiert ein Magier den Teufel, verschreibt sich ihm, genießt sein Erdendasein und wird vom Teufel geholt. Das ist resolut und einfach. Das

Volksspiel läßt sofort, nach kurzem Monolog des Gelehrten, den guten und bösen Geist erscheinen, die nun warnend oder lockend einzuwirken suchen und also das Spannungsmoment herstellen. Und nun bildet die ahnungsvolle Besorgnis vor dem unausbleiblichen Ende einen dichterischen Spannungsreiz und verbreitet eine bange Stimmung, die oft durchbrochen wird vom Hanswurst oder Kasperle. Hier sind die humoristischen Szenen Entlastungen gegenüber dem tragischen Grauen. Ebenso bei Marlowe. Der Engländer findet im Schlußmonolog seines im Ganzen freilich nicht bedeutenden, kraft-genialischen Stückes ergreifende Töne: „O Faustus" – so ruft Faust eine Stunde vor Ablauf des Paktes sich selber zu –

„Jetzt hast du nur ein Stündlein noch zu leben –
Und dann bist du verdammt in Ewigkeit!
Steht still, ihr nimmermüden Himmelssphären,
Und hemmt den Lauf der Zeit, eh' Zwölf sie schlägt!
Natur, schlag wieder auf dein schönes Aug' und gib
Uns ew'gen Tag! O laß zum Jahr die Stunde werden,
Zum Mond, zur Woche, nur zu einem Tag,
Daß Faust bereu' und seine Seele rette!
Fort gehn die Sterne, Zeit rinnt, Pendel schwingt,
Der Teufel naht, die Hölle tut sich auf! –
Oh, auf zum Himmel, Faust! – wer reißt mich nieder?
Sieh, wie's da oben wogt vor Christi Blut!
Ein Tropfen kann mich retten – o mein Christ!!"

So ergreifend weint und stöhnt es in diesem Faust, ehe ihn dann die Teufel Punkt Mitternacht zerreißen. Noch stellen danach einige Studenten in kurzem Gespräch

die grauenhafte Tatsache fest; und ein Chor von wenigen Zeilen schließt ab.

Hier also lag ein geschlossenes Ereignis und eine geschlossene Handlung vor. Aber dieser Weg war schon für Lessing, den Sohn der Aufklärungszeit, nicht mehr möglich; und vollends unmöglich für den nicht auf Katastrophen gestimmten Goethe.

Lessings Faust-Entwurf beginnt mit einer Konferenz der höllischen Geister in einem alten Dom, nachdem der Küster und sein Sohn soeben zur Nacht geläutet. Die einzelnen Teufel legen von ihren Verrichtungen Rechenschaft ab. Dies gibt Gelegenheit, von Faust zu sprechen, der nicht so leicht zu verführen sein möchte; aber einer der bösen Gesellen übernimmt es. Faust — so berechnet er — hat einen vorherrschenden Trieb: einen unauslöschlichen Durst nach Wissenschaften und Kenntnis; das ist der Punkt, wo er zu packen und zu verwirren sein wird. Aber die Engel sind auf der Hut: sie versenken den eigentlichen Faust in einen Schlummer und schaffen an seiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel nun so lange ihr Spiel treiben, bis sie sich des Opfers völlig versichern wollen. Da verschwindet das Phantom; zugleich erwacht Faust, erkennt, daß er alles nur geträumt habe, und dankt der Vorsehung für die Warnung, die sie durch einen so lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. Ein Traumspiel also! Eingerahmt vielleicht von einem erst noch ungeläuterten, später durch den Traum zur Besinnung gebrachten Faust. Auch dies ohne Zweifel eine geschlossene

Idee; und hier schon sollten, nach zeitgenössischen Berichten, am Schluß die Worte aus der Höhe erschallen: „Ihr sollt nicht siegen!" Fraglich ist nur vielleicht, ob sich mit einem „Phantom" die ganze dramatische Wucht, das ganze dramatische Interesse recht lebenswarm hätte gestalten lassen. Entweder wußte der Zuschauer, daß hier nur ein Phantom spiele: dann hatte die Handlung nur den Reiz eines Gaukelspiels; oder er wußte es nicht und nahm lebhaften Anteil, als würde hier der wirkliche Faust auf Tod und Leben kämpfen — dann war die Gefahr der Verblüffung zu groß, wenn die erstaunliche Aufklärung erfolgte, daß der Leser sozusagen, ebenso wie die Teufel, durch einige Akte genasführt worden war.

Diese dichterischen Mittel waren für Goethe nicht zu gebrauchen. Der Teufel konnte weder mit der Wucht Marlowes noch im fast neckischen Sinne Lessings als dramatische Verknotung gebraucht werden. Die wesentliche seelische Not wurde demnach in Fausts eigene Innenwelt verlegt. Hingegen Mephisto wurde der Schürer, der die irdischen Verwicklungen und Abenteuer zu fördern hatte. Und so erwuchs, unter Mephistos Mitwirkung, die gewaltig erschütternde Gretchen-Tragödie, die alles hinter sich ließ, was bis dahin Deutschland an tragischer Kunst geleistet hatte.

* * *

Bewundern wir Goethes „Faust" als Dichtung und Kunstwerk, so denken wir im ersten Impuls an Gret-

chens Schicksal und an die Sprache des ringenden, suchenden Faust in der ersten Hälfte des ersten Teiles. Die Schöpfung Gretchens ist Goethes ureigenes Werk; denn in einem der Volksbücher war kaum einmal eine Bemerkung, daß Faust auch mit einer armen Magd ein Liebesabenteuer gehabt habe. Hier aber wirkten Goethes eigene Erlebnisse mit dem Gretchen der Jugendjahre, mit den Freundinnen in Leipzig, in Sesenheim, in Wetzlar und Frankfurt — und formten sich zu einer Gestalt, die gleich im ersten Wurf, im „Urfaust", meisterhaft und vollendet dastand.

Man hat es sogar als bezeichnend für Goethe hervorgehoben, daß seine Männer oft recht schwächlich geraten, seine Frauen aber um so prächtiger. Schon Weislingen, Werther, Fernando („Stella"), später Tasso, Wilhelm („Lehrjahre"), Eduard („Wahlverwandtschaften") lassen männliche Angriffs-Energien im dramatischen Sinne vermissen; und so auch Faust. Im Forschen ist er groß, im Handeln klein. Selbst die Verwandlung durch die Hexenküche macht nicht ganz dieses jähe Aufflammen haltloser Sinnlichkeit verständlich; das Elend, das hier auf das schuldlos naive Gretchen gehäuft ist, dieser Muttermord, Brudermord, Kindesmord nebst Hinrichtung in schmachvoller Öffentlichkeit — es ist so überragend, daß der Sünder Faust daneben eine unwürdige Figur macht. Und ein Ausgleich findet nicht statt; Goethe entzieht uns den Anblick der Zerschmetterung und Reue in seinem unheldischen Helden. Daß wir trotzdem die Sympathie mit Faust nicht ver-

lieren, liegt eben in der innig-leidenschaftlichen Anteilnahme, mit der Gretchens Schicksal gezeichnet ist. Faust tritt zurück – aber wir haben den Eindruck: das wird auch ihn ebenso niederschmettern wie uns. Wir vergessen den Einzelmenschen unter der Größe des tragischen Geschehens. Wir erleben diese Dinge gleichsam aus der Seele des Faust und seines Dichters heraus; Goethe stellt sich innerlich diesen schuldigen oder schwachen Männern so nahe, daß die äußere Gestaltung ihrer Männlichkeit, im objektiv-plastischen Sinne, darunter notleidet, etwas verschwommen wird. Aber in ihrem Erleben macht der Dichter, machen sie selbst und wir alle eine Art Läuterung mit durch. Und so verwandelt sich das Faustwerk schließlich aus einem Trauerspiel in ein Läuterungsspiel. Der Tod des Helden würde uns nur notwendig scheinen, wenn wir einen mit dem Bösen verwachsenen Schurken an der Arbeit sähen; wir aber sehen einen irrend Suchenden: und so kann sein Ziel, auch künstlerisch, nicht die leibliche Vernichtung sein, sondern eben das Finden der Wahrheit. Obwohl man es ganz ruhig aussprechen kann, daß „Faust" als Trauerspiel, als Untergang eines Giganten, von einem auf dramatische Katastrophen gestimmten Dichter wie Shakespeare oder Aischylos ebenso glaubhaft hätte gestaltet werden können. Dogmatische Satzung gibt es da nicht. Die Iphigenie eines Euripides, die mit dem gestohlenen Bild enteilt, ist eine ganz andere Gestalt als Goethes Priesterin.

Nun betrachte man einmal diese wundervollen Gretchen-Szenen!

Diese Vorgänge höchster Tragik sind in einem frei behandelten, sehr biegsamen „Knittelvers" geschrieben, den ursprünglich Hans Sachs zu benutzen pflegte. Aber der humoristisch und fast mißachtend klingende Ausdruck Knittelvers paßt hier nicht. Wir stimmen einem neueren Goethe-Biographen (Ed. Engel) bei, wenn er sagt: „Man höre auf, vom Knittelvers des Faust zu sprechen, denn mit diesem Wortklang verbindet sich unwillkürlich etwas Geringschätziges. Man sage fortan: deutscher Vers, und sei sich bewußt, daß man damit sagt: freiester, reichster Vers aller Literaturen!" Ebenso schrieb schon Victor Hehn in seinen „Gedanken über Goethe" (4. Aufl., Berlin 1900): „Es ist nicht fremde, nicht etwa hebräische oder indische, sondern deutsche Weisheit, in der wir lesen, und der Knittelvers – das fühlen wir lebhaft –, der Vers, der nur die Hebungen zählt, das eigentliche deutsche Metrum."

Es ist jener sehr handliche, aus gewöhnlich vier Hebungen bestehende Vers, in dem auch „Wallensteins Lager" geschrieben ist. Selbst im blühenden Sprachgebiet der „Braut von Messina" treffen wir ihn an; manche Chorpartien sind in diesem elastischen vierfüßigen Vers gehalten:

„Nicht an die Güter hänge dem Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!"

Der Reim läßt Verschlingungen zu; männlicher Reim kann nach Belieben und Bedarf mit weiblichem wechseln; der Rhythmus kann markig, kurz, stoßend sein – oder auch

zart, leicht und gleitend. Die Betonungen sind ganz dem sprachlichen Gefühl überlassen; meist sind es jambische Verse, die aber ebenso leicht in anapästisches Hüpfen überspringen, wie gleich die Anfangsworte der Begegnung mit Gretchen:

„Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?"

Denn hier entscheiden nicht Länge oder Kürze im Sinn der griechisch-lateinischen Metrik: hier entscheidet der Tonwert. Und dieser wiederum hängt ganz eng mit dem Sinn und Inhalt zusammen; es ist kein mechanisches Metrum, es ist ein biegsamer, beseelter Vers, wenn er von einem Meister der Seelen- und Sprachkunst gehandhabt wird. Und zudem kann dieser Vers leicht in längere oder kürzere, feierlich-strenge oder spielende Formen übergehen, gerade wegen seiner Schmiegsamkeit.

Meisterbeispiele für diese Beweglichkeit finden sich in der Kerkerszene. Der Vers wird da geschüttelt, gebogen, verschlungen, zerbrochen, daß kein Stengel mehr neben dem anderen bleibt, wie ein Sturm etwa in einem Schilfgebüsch rauscht — und doch bleibt er Vers, bleibt Gliederung und Rhythmus, kann jederzeit wieder in die ruhige Lage zurückschwingen.

Man vergleiche zum Beispiel folgende Prosastellen des bereits so elementaren „Urfaust" mit den gereimten Partien:

Gretchen. Wären wir nur den Berg vorbei, da sitzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopf! Sie winkt nicht, sie nickt nicht, der Kopf ist ihr schwer. Sie sollt' schlafen, daß wir könnten wachen und uns freuen beisammen" —

Daraus wird später:

„Wären wir nur den Berg vorbei!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe!
Sie winkt nicht, sie nickt nicht, der Kopf ist ihr schwer;
Sie schlief so lange, sie wacht nicht mehr.
Sie schlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!"

Wie wehmutvoll ergreift der Tonfall der letzten Zeilen! Dort, in der Prosa, heißt es: „Sie sollt' schlafen, daß wir könnten wachen und uns freuen beisammen" — — hier im Vers klingt es wie ein altes Volkslied:

„Sie schlief so lange, sie wacht nicht mehr.
Sie schlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!"

In diesem Volkston ist Goethes „Faust" von einer ganz einzigartigen Klangfarbe in der deutschen Dichtung. Die mittelalterliche Reichsstadt mit ihrem traulich-treuherzigen und derben Volksleben ist hier durch den Sohn einer solchen deutschen Stadt lebendig geworden, ist hier in den modernen Pulsschlag herübergerettet und unsrem Gefühl nahegeblieben. Der leichte Plauderton der Mädchen am Brunnen, Frau Marthes Geschwätz, Valentins kräftiges Soldatendeutsch, Gretchens schmerzenvolles, zartinniges Gebet vor dem Andachtsbild der mater dolorosa — alle diese Töne sind mit gleicher Meisterschaft lebendig geworden. Und in der Walpurgisnacht erhebt sich derselbe

Vers geradezu ins Grandiose der Naturmalerei, wenn Faust etwa ruft:

„Wie rast die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!"

— und Mephisto gegenruft:

„Du mußt des Felsens alte Rippen packen,
Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft!
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör', es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Übereinander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte."

Man beachte, welche Vokale und welche naturmalenden, besonders mit r durchsetzten Worte der Dichter instinktiv gegriffen hat! Da kommt es auf unreine Reime, wovon überhaupt der „Faust" und Goethes Dichten wimmelt, gar nicht an. Die Gewalt der Suggestion ist mächtiger: „eine schlagende Probe dafür, daß Korrektheit nicht den Dichter macht" (Vischer).

Dieses hervorragende innere Gehör für den Verston bewährt sich überall; Goethes „Faust" hat fast alle rhythmischen Formen, die überhaupt möglich sind. Man könnte

eine Poetik des dichterischen Stils allein auf dieser Dichtung aufbauen.

So beachte man einmal den Osterspaziergang vor den Toren der Stadt! In heitrem Lauf, wie die Frühlingsbäche plaudernd zu Tal springen, setzen die Rhythmen ein:

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick" –

– ein anschauliches Wogen und Wandern und Drängen auch im Versmaß. Dann klingt ein Bauerntanzlied drein, dem ein Gespräch mit dem Bauern im üblichen deutschen Vers folgt; nun aber steigt Faust zu einer gedanklichen Betrachtung empor: die Verse werden getragener und länger.

„Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein!
Hier wollen wir von unsrer Wandrung rasten.
Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten."

Und nun wechseln, aber in meist regelmäßigen Jamben, kürzere und längere Zeilen in ruhiger Beschaulichkeit, in verschlungenem Reim – gleichsam ein Rezitativ. Es ist die Versart und Reimweise etwa der Gellertschen Fabeln und mancher Wielandschen Dichtungen: wie überhaupt Wielands außerordentliches Reimtalent von Goethe sehr geschätzt wurde und sicher auf den Dichter des „Faust" eingewirkt hat. Aber wie veredelt sich das bei Goethe! Jener so leicht und heiter einsetzende Osterspaziergang wächst bald zu den edelschönen, erhaben dahinfließenden Rhythmen an:

„Betrachte, wie in Abendsonnenglut
Die grün umgeb'nen Hütten schimmern!
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt;
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben,
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ew'gen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf" — —

— und so diese ganze Stelle, die zu dem schönsten gehört, was je gedichtet worden. Hier ist Klanggefühl und Naturgefühl eine innige Einheit.

Goethe ist kein sogenannter „Neutöner", wie man heute zu sagen pflegt; die Meistersänger-Gilde hatte gewiß verwickeltere Versmaße aufzuweisen; und Klopstocks Ton war neuartiger als der Ton des Volksliedes, an das Goethe anknüpfte. Die obigen Versmaße kommen überall bei den Zeitgenossen vor, bei Gleim, Gellert, Jakobi, Wieland: aber nur ein Goethe goß in diesen Vers diese Kraft und Schönheit, diese Fülle und Tiefe.

Im zweiten Teil ist der rhythmische Reichtum noch üppiger. Hier dringen antike und romanische Versformen (z. B. der vierfüßige Trochäus, den die spanische Dichtung liebt) in den Vordergrund. Mit feierlich langem Trimeter der griechischen Tragödie, — den neuerdings Spitteler

im „Olympischen Frühling" neubelebt hat – setzt sowohl die klassische Walpurgisnacht, als auch der Helena-Akt ein.

„Zum Schauderfeste dieser Nacht, wie öfter schon,
Tret' ich einher, Erichtho, ich, die Düstere,
Nicht so abscheulich, wie die leid'gen Dichter mich
Im Übermaß verlästern". . .

Und ganz ähnlich, auch im Gedanken, stellt sich Helena vor, ein gewiß beabsichtigter Gegensatz zu dem Auftritt der Hexe Erichtho:

„Bewundert viel und viel gescholten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind" –

– wobei dann im folgenden Trimeter das Geschaukel der Wogen glücklich nachgeahmt ist:

„Noch immer trunken von des Gewoges regsamem
Geschaukel, das vom phryg'schen Blachgefild uns her
Auf sträubig-hohem Rücken durch Poseidons Gunst
Und Euros' Kraft in vaterländ'sche Buchten trug."

Aber es ist nicht zu leugnen, daß in diesen antiken Metren, die oft wie übersetzt klingen, das griechische Vorbild nicht mit voller Wärme eingedeutscht ist; es klingt uns nicht alles natürlich und deutsch, sondern mitunter künstlich und gezwungen. So etwa, um nur eins unter vielen Beispielen herauszuziehen, wenn der Chor in freien Rhythmen singt:

„Seh ich's oder bildete
Mir der angstumschlungene Geist
Solches Verworrene? Sagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dies
Gräßliche hier mit Augen schau',
Solches gewiß ja weiß ich" usw.

Es klingt, wie wir ruhig zugestehen dürfen, durchaus nicht nach Goethe, sondern wie eine Stelle aus irgendeiner mittelmäßigen Übersetzung.

Auch hat man sich über sprachliche Verrenkungen in diesem zweiten Teil aufgehalten und über Goethes sogenannten „Altersstil" unwillige Bemerkungen fallen lassen. Wenn z. B. Phorkyas-Mephisto heftig eintritt und die höhnischen Worte hinwirft:

„Buchstabiert in Liebesfibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln" –

– so ist das in der Tat ein zungenbrechend Deutsch. Zwar diese ü und i sind jedenfalls absichtlich gewählt, um das Hämische des Tones herauszubringen; aber hier, wie an andren Stellen, fehlt eben doch die unmittelbare Wirkung.

So sinnig dann auch der Übergang vom Trimeter zum fünffüßigen Jambus und den nordischen Versmaßen die Übergabe Helenas an Faust markiert: es ist doch zu bezweifeln, ob diese reiche Abwechslung der Versmaße überall einem inneren Drang und Muß entspringt. Uns befremdet schon das ganze phantasmagorische Spiel, wobei wir nicht nachfühlen können, wie weit diese Helena Trug und wie weit sie Gegenständlichkeit ist, da sie doch nun einmal ins Totenreich gehört. Wenn ich auch das Wort „Allegorie" mit Vorsicht umgehen will, denn es scheint mir die Sache nicht zu erschöpfen, so muß doch gesagt werden: es ist der Magie zu viel. Und das bringt in diese Gestalten und

in den dichterischen Tonfall der Verse etwas wie – man möchte fast sagen: Galvanisation. Als ob sie, wenigstens diese Helena samt allem Drum und Dran, nur für einige Zeit durch einen galvanischen Strom künstlich belebt sei. Das ist alles gewiß äußerst sprachkundig und äußerst kunstvoll. Aber Gretchen im ersten Teil bedarf keiner Belebung, keines Ganges zu Persephone: sie lebt, sie ist da, sie ist ein lebendig-natürliches Menschenkind.

Das ist es, was künstlerisch – ich spreche jetzt nicht vom Gedanklichen – für den sowieso umständlich und verwickelt epischen zweiten Teil schwer erwärmt. Es sind galvanisierte Tote, die uns hier umspuken: Homunkulus, Euphorion, Helena und die Gestalten der klassischen Walpurgisnacht. Schließlich schattet das hinüber auf die Lebendigen: auf den Kaiser und seinen Hof, die jene griechischen Vorgänge einrahmen, und sogar auf Faust und Mephisto. Es geht einem wie in einem Wachsfiguren-Kabinett, wo man schließlich die lebendigen Besucher und die mumienhaften, dem Leben täuschend nachgemachten Figuren zu verwechseln beginnt. So ist dieser zweite Teil, nach seinem Gesamteindruck, ein Reich der Täuschungen; es löst sich denn auch alles ohne Ergebnis auf – und sinnreich ist es, daß Faust schließlich auf dem festen Boden wiederum Tatsächlichkeit sucht, Gegenständlichkeit, Erlösung von dem Gaukelwerk der Magie.

Noch manches wäre über Einzelheiten zu sagen, z. B. über die Tonmalerei gleich im „Prolog", wo auch im Versmaß das Gesetzmäßige der Weltordnung zum Ausdruck kommt:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchrieb'ne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang" –

– ein Einleitungsgeſang der drei Erzengel, dem dann in der Einleitung zum zweiten Teil Ariels Sonnengeſang entſpricht:

„Horchet! horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geiſtesohren
Schon der neue Tag geboren."

Schon deshalb iſt bei einer Geſamtaufführung der „Prolog im Himmel" unentbehrlich, während das „Vorſpiel auf dem Theater" recht wohl fortfallen kann; es iſt bekanntlich angeregt durch das Vorſpiel in der „Sakontala" des indiſchen Dichters Kalidaſa, wobei aber auch die Erinnerung an die ehemaligen Puppen- und Jahrmarktsſpiele mitgewirkt haben mag.

Wichtiger aber als ſolche Einzelheiten, über die man ſich aus Kommentaren unterrichten kann, ſcheint uns ein vergleichender Blick hinüber nach einem verwandten Kunſtwerk: nach Dantes „Göttlicher Komödie".

Im ſtarken, ſchönen Terzinen-Monolog des erwachten „Fauſt" in der Einleitung des zweiten Teils bemerken wir Dantes Ton. Ebenſo könnte man im Schlußteil, bei Schilderung des Höllenrachens: „Eckzähne klaffen, dem Gewölb des Schlundes entquillt der Feuerſtrom in Wut" uſw. maleriſche Einwirkungen Dantes annehmen, obſchon hier auch die bildende Kunſt vorgebildet haben mag. Und

im letzten Schlußbild, in Fausts Aufstieg zum verklärten Gretchen und der Region der Madonna, ist die Ähnlichkeit mit dem Aufstieg Dantes an der Hand der führenden Beatrice in die himmlischen Regionen unabweisbar.*)

Im allgemeinen hat sich Goethe sehr fern von Dante gehalten; seine Äußerungen über den großen Italiener sind spärlich und zurückhaltend. Neben Ausdrücken hoher Achtung, die gelegentlich fielen, stehen sogar Wendungen des Mißbehagens wider Dantes „widerwärtige, oft abscheuliche Großheit" (Annalen 1821). Es ist mit diesem seltsamen Nicht-Verhältnis ähnlich wie mit Goethes wenig verständnisvoller Haltung gegenüber Beethoven, dessen Größe ihm fern blieb, während er sich von Durchschnittstalenten wie Zelter und Reichardt musikalisch beraten ließ. Immerhin hat er sich mit Dante beschäftigt; noch in einem Brief an Zelter vom 12. August 1826 schreibt er: „Als ich vor einigen Tagen Herrn Streckfußens Übersetzung des Dante wieder zur Hand nahm, bewunderte ich die Leichtigkeit, mit der sie sich in dem bedingten Silbenmaße bewegten."

In dem bedingten Silbenmaße . . . Hier kann ein ästhetischer Vergleich anknüpfen. Neben der außerordentlichen Vielheit der Versmaße im „Faust" steht Dantes „commedia" mit einer strengen, fast starren Geschlossenheit des Tones und der Komposition. Das ganze Werk ist rhythmisch gegliedert. Drei Bücher enthalten zweimal je

*) Vgl. dazu Bd. VI (Goethe) meiner „Wege nach Weimar" (2. Aufl., Stuttgart 1911), das Kapitel „Gretchen und Beatrice"!

33 und einmal 34, also rund 100 Gesänge. Das ganze Werk ist in einer einzigen Strophenform gehalten: in der Terzine, einem dreifach verschlungenen Reim; und zwar so, daß je drei Zeilen eine Einheit bilden, wobei sich die erste und dritte Zeile reimt, indes die mittlere mit einem neuen Endklang einsetzt, der nun im folgenden Dreizeiler aufgenommen und eingereimt wird. So lockt diese ungereimte Mittelzeile gleichsam immer weiter und sucht ihren Reimgefährten; es findet ein fortwährendes Umschlingen und Verstricken statt, wobei natürlich am Anfang und am Schluß ein Verzicht auf einen der drei Reime stattfinden muß, damit das Netzwerk überhaupt zu Ende kommt. Zum Beispiel:

„Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Äther'sche Dämm'rung milde zu begrüßen.
Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig —"

— nun setzt sich der mittlere Reim fort:

„Und atmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen" —

— der dreifache Reim: „begrüßen, Füßen, beschließen" ist also nun durchgeführt; nun gilt es, die Mittelzeile des zweiten Dreizeilers („umgeben") in ebenfalls dreifachen Reim zu bringen:

„Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.
In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimm'gem Leben" —

— also: „umgeben, streben, Leben", auch hier der dreifache Reim; schon aber wartet die Mittelzeile („erschlossen")

auf zwei weitere Reime — und so spinnt sich das nun ineinander.

Weshalb wir diese Elementardinge wiederholen? Um daran augenfällig zu machen einen Kardinalunterschied zwischen Dantes „Komödie" und Goethes „Faust". Dante bewegt sich in einer strengen Einheit und Geschlossenheit der Metrik und der Komposition. Es ist eine sonore Diktion, ein edles Pathos, unterstützt durch den Vokalreichtum der italienischen Sprache. Mehr noch als dies: auch die Lebensanschauung Dantes ist von einer geschlossenen Einheit. In drei Zustände teilt sich ihm die ganze Welt: in Hölle, Läuterung und Paradies ‹inferno, purgatorio, paradiso›. Es sind das nicht drei räumliche Örtlichkeiten, wenn auch der Dichter in Formen des Raumes anschaulich schildert; es ist Symbolik, es ist Vision. In diesen visionär-symbolischen Dingen verbergen sich raumlose Seelenzustände. Es gibt und gab Menschen, deren Wesen und Dasein Hölle war; es gibt Strebende, die sich um Läuterung bemühen (was Dante durch ein Emporstreben am Läuterungsberg veranschaulicht); und es gibt selige Gemüter wie Beatrice, die im Zustand des „paradiso" sind. Eine neuere Betrachtung (E. Hasse) nennt darum recht glücklich Dantes Werk ein „Epos vom inneren Menschen".*) Durch Laster und Irrtum geht es aufwärts zu Reue und Läuterung und endlich zum Erlebnis reinster Liebe; und diese, die göttlich-reine Liebe, ist Sinn und

*) Man vergleiche hierzu die verdienstvollen Dante-Bearbeitungen von P. Pochhammer und R. Zoozmann!

Ziel alles Lebens, ist die Sonne der Welt, ja des Kosmos. Mit den Worten: „Die Liebe, die da Sonnen rollt und Sterne", schließt Dantes erhabenes Werk, das mehr als bloß mittelalterlichen oder kirchlichen, das allmenschlichen Wert besitzt.

Fein bemerkt nun aber Kuno Fischer: „Eben darin liegt bei der Gleichartigkeit des Themas der Unterschied zwischen Dante und Goethe, zwischen dem Dichter des Mittelalters und dem der neuen Zeit: daß bei diesem das Leben selbst das gewaltige Fegefeuer, die Welt selbst das große Purgatorium ist, und die Entwicklungsstufen einer bedeutenden Menschennatur zugleich Läuterungsstufen sind." Die Bemerkung ist richtig, aber sie betrifft nur den Unterschied der künstlerischen Mittel: denn dem Sinne nach hat Dante dasselbe gemeint, wenigstens will er keine Kluft auftun zwischen Jenseits und Diesseits, da er selber ja, der Dichter, als Lebender jene drei Wege beschritten und sich dadurch geläutert hat.

So sind der Wanderer Dante und der Wanderer Faust zu großen Menschheitstypen geworden; und die Dichtungen, die von ihnen handeln, sind Menschheits-Dichtungen. Urweisheit des Menschengeistes hat sich hier in künstlerische Formen geprägt. Es liegen fünfhundert Jahre zwischen beiden Dichtern; sie lebten in verschiedenen Kulturen: Dante, der kriegerische „Einbruchsreiter", in einem harten Zeitalter der Parteikämpfe, Goethe im idyllischen Landstädtchen. Und so hat man mit Recht den Florentiner mit dem steilen, rauh zerklüfteten Alpenberg Pilatus,

den weimarischen Großen mit dem freundlicheren Rigi verglichen. Wir freuen uns, in der geistigen Topographie Europas zwei solcher Gebirgserscheinungen wie Dante und Goethe betrachten zu können und hüten uns, einen gegen den andren abzumessen oder auszuspielen. Denn in einer Grundanlage waren beide gleich: in der Verherrlichung jener Liebe, die letzten Endes — nach dem Wort des italienischen Malers Giotto — nichts andres ist als Hunger nach Schönheit.

Sechstes Kapitel.

„Faust" als Erlösungswerk.

Aus Nacht und Graus der Mütter wird das Helenabild emporgeholt; aus Nacht und Graus der Wagnerschen Retorte blitzt Homunkulus auf; durch Nacht und Graus der klassischen Walpurgisnacht hindurch wird Helena selber heraufbeschworen; endlich aus Nacht und Graus des Meeres entfaltet sich in schöner Tat festes Land.

Helena-Phantom, Helena selber samt Euphorion, Homunkulus — sie zerschellen wieder. Aber das feste Land und die gemeinnützige schöne Tat bestehen. Die Liebe, die in jenen Fällen gewirkt hat, war noch nicht die letzte, reifste Form schöpferischer Gestaltungswärme.

Aus dem Meer geboren ist alles Leben, aus dem feuchten, von Feuer und Geist befruchteten Element; im Meere sucht Homunkulus die wahre Menschwerdung: und so taucht am Schluß ebenfalls aus dem Meere der feste Strand auf, die wahre Schönheit, Liebe und Erkenntnis — der Sinn des Lebens: die edle Tat.

So wird in dieser großen Dichtung durch Nacht und Graus hindurch der Sinn des Lebens gesucht. Weder Homunkulus noch Euphorion sind echte, schaffende, Liebe gebende und empfangende Menschen. Eine Glaswand ist

zwischen jenem Männchen und den Mitmenschen; man könnte ihn einen Klein-Menschen oder Untermenschen nennen, wie Euphorion eine schöne Flamme nur ist, die rasch wieder verlodert. Weder Homunkulus noch sein Papa Wagner haben die fördernden Gänge durch die Labyrinthe des Lebens gemacht – sie sind nur durch die Labyrinthe der Retorten und Bibliotheken hindurchgegangen.

Was aber sucht und findet Faust? Jenes blitzende und wärmende Lebensverhältnis von Mensch zu Mensch, das uns Lebendige untereinander verbindet, wie die Sonnen und Sterne gleichsam elektrisch untereinander verbunden sind, um ein herrlich bewegtes Ganzes zu bilden. Wir mögen es sozial und religiös, wir mögen es Weisheit und poetische Wärme nennen: es ist jedenfalls das wahre, warme Leben, die Befreiung vom egoistischen Sondersein.

In diesem Sinne bezeichnen wir Goethes Faust-Dichtung als Lebensgedicht oder Erlösungswerk: „Lebensgedicht", sofern hier des Lebens Ziel und Sinn enträtselt wird.

Bei dem Worte „Erlösung" schwingen nun freilich für uns alle unwillkürlich christliche oder gar kirchliche Vorstellungen mit. Denn die berühmteste aller Erlösungen hat stattgefunden auf Golgatha. Und im Mittelpunkt jenes Mysteriums steht eine Gestalt, die von der christlichen Menschheit schlechthin „der Erlöser" genannt wird.

Wenn wir also Goethes „Faust" unter den Gesichtspunkt des Wortes „Erlösung" stellen, so kommen wir um einen Vergleich mit der christlichen Auffassung nicht herum. Und so ergibt sich uns die Notwendigkeit, überhaupt

Goethes Stellung zum Christentum nach dieser wichtigsten Seite hin ins Auge zu fassen.

Dabei tauchen uns aus des Dichters jüngeren Jahren Namen wie Fräulein von Klettenberg, Lavater, Jung-Stilling auf: gläubige, pietistisch gestimmte Menschen, mit denen der heranreifende Goethe in seelische Berührung kam. Und zwar mit Frl. v. Klettenberg in der Zeit einer Lebenskrise, wo Einwirkungen dieser Art tief und bleibend mit dem zarten Organismus zu verwachsen pflegen. Dazu kommt, daß Klopstocks religiöse Poesie damals die Gemüter vorbereitet hatte; und nicht zu übersehen ist die bürgerlich-fromme Gesittung des Vaterhauses. Endlich trat in Jacobi und besonders in Herder eine philosophisch durchgearbeitete Religiosität an den Dichter heran, und von der sprachlich-ästhetischen Seite her war ihm die Luther-Bibel von früh an ein äußerst wertvolles Buch.

Von andrer Seite her wirkten aber nun andre Faktoren, die dieser religiösen Kraft nicht zwar feindlich, aber doch ausgleichend zur Seite traten und gleiche Berechtigung verlangten: die Natur und die Kunst. Und nun bestand eben Goethes Lebensproblem darin, diese verschiedenen Kräfte und Neigungen in Einklang zu bringen, und zwar auf dem Boden derjenigen Fähigkeit, die seine eigentümliche und besondre war: der Poesie, der Kunst.

Und gerade von hier aus — von den Forderungen der Kunst aus — ist ein Widerstand gegen Lavaters Form des Christentums bei Goethe bemerkbar. Ein sehr bezeichnender Widerstand! „Ich konnte", schreibt er einmal später

in „Dichtung und Wahrheit" ⟨XIV⟩, „weder der einen (Frl. v. Klettenberg) noch dem andren (Lavater) völlig zustimmen, denn mein Christus hatte auch seine Gestalt, aber nach meinem Sinne angenommen." Und an andrer Stelle desselben Werkes wirft er Lavater vor, „daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja ebenderselbe zu sein wähnen durfte". Und an Lavater selber schreibt er schon 1781: „Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemt, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpiert, ausrupfst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken. Dies ist, was uns notwendig verdrießen und unleidlich erscheinen muß"... Es ist der Künstler in Goethe, der sich hier gegen Lavaters Sonderart auflehnt. „Ich weiß wohl, daß du dich darin nicht verändern kannst", fährt er fort, „doch finde ich es auch nötig, da du deinen Glauben und deine Lehre wiederholend predigest, dir auch den unsren als einen ehernen, bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen."

Was ist es, das hier von Goethe als „unleidlich" abgelehnt wird? Was ist es, das er in einem Briefe an Frau von Stein (1782), vom Lavaterschen Christus sprechend, „abgeschmackt" und „unerträglich" findet? Nun, gerade jenes Schauspiel, das von einer Richtung des

Christentums als das wesentliche Moment in den Vordergrund gestellt wird: das Leiden und Sterben Christi. Und zwar, wohlverstanden, nicht die heilsamen Wirkungen, die hiervon ausgingen, sondern die Anschauungsmomente, die sichtbar-sinnlichen Schmerzensvorgänge. Und das ist es, was dem ästhetischen Gefühl Goethes nicht entsprach. „Das leidige Marterholz, das widerwärtigste unter der Sonne", drückt er sich an Zelter aus (9. Juni 1831). Und in den „Wanderjahren" (II, 2): „Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang."

Hier haben wir den deutlichen Grund, weshalb der Dichter Goethe den Prediger Lavater ablehnte. Diese Ablehnung galt nicht dem frommen Menschen und galt nicht der Gestalt eines Christus: sie galt der Gepflogenheit, die blutigen Zeichen der körperlichen Schmerzen eines Heiligen in den Vordergrund zu drängen — ja, der Welt aufzudrängen. Dieser bluttriefende, körperliche Christus entsprach nicht der Anschauungsweise Goethes, dem alles Gewaltsame zuwider war. Ihm war das Wesentliche an Christus dessen geistige Wirkung. Daher war er der Meinung, man könne „den ganzen Sinn der christlichen Religion nicht besser mit wenigem ausdrücken" als durch eine Darstellung jenes Heilandes, der leicht über das Meer wandelnd dem sinkenden Petrus zu Hilfe eilt (Verschiedenes über Malerei, 1832). Und von Christus sagt er

(an Zelter, 1830): „Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt er hinauf." Oder in den „Wanderjahren" (II, 2): „Er wandelte seine Straße unverrückt und, indem er das Niedere zu sich hinaufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichtums, seiner Kraft teilhaftig werden läßt und sich deshalb ihnen gleichzustellen scheint, so verleugnet er nicht von der andren Seite her seinen göttlichen Ursprung." Gekrönt aber werden diese Bemerkungen durch das bekannte Wort über Schiller (an Zelter, 9. Nov. 1830): „Schillern war eben diese Christustendenz eingeboren. Er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln."

Es ist sehr wichtig, sich diese Dinge zu vergegenwärtigen. Denn hier steht in Goethe eine moderne Christus-Auffassung der „veralteten, barbarischen Terminologie" eines Lavater gegenüber und sucht das Reinmenschliche, das Ewig-Menschliche herauszuheben. Dabei wird die mittelalterliche Gefühls-Terminologie ausgeschaltet; hymnische Stimmungen, wie sie in einem Franz von Assisi gipfelten, mußten dem unvulkanischen Goethe nicht angenehm sein. Mit Bekehrungskatastrophen, wie sie von Paulus an durch das ganze Mittelalter hindurch bis zu Luthers — durch einen Blitzschlag veranlaßten — Kloster-Entschluß überliefert werden, wußte der ruhig-organische Dichter der „Iphigenie" nichts anzufangen. Seine Denkart und Aneignungsweise war eingestellt auf einen langsamen und stetigen Verarbeitungsprozeß.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen". . .

Ging das Mittelalter von Gefühlshingabe aus, so drängt diese moderne Auffassung vor allem auf Willensentfaltung. Sind dort tief ausgekostete Buße und Reue mit ihren Gemütserschütterungen markante Erscheinungen, so wird hier vor allem das rüstige Bessermachen, die bessere Tat angestrebt, und zwar in stetiger Selbsterziehung.

So kommt es, daß die mittelalterlich-kirchliche Form der Erlösung — die schrankenlose, bis zur Ekstase gesteigerte Gefühlshingabe an Christus — in Goethes „Faust" nicht zur Darstellung kommt. Ja, die gewaltige Erscheinung des Christus Jesus ist in dieser modernen Dichtung von keinerlei direktem Einfluß. Weder im Prolog noch in den Himmelsbezirken des Schlußbildes tritt Christus auf. Und wie wichtig war die Erscheinung des Christus in den mittelalterlichen Mysterienspielen!

Hatte vielleicht Klopstocks Messiade diesen Stoff und diese Gestalt erschöpft? War nach den Passionen Bachs und nach den Kirchenliedern Paul Gerhardts Neues hier nicht mehr zu sagen? Jedenfalls ist im „Heiden" Goethe zum erstenmal mit ganzem Bewußtsein die Erde und unser Menschentum als Grundlage und Ausgangspunkt betont worden auch in Fragen der Erlösung. Aber damit stellt sich der Dichter, der Schillers Christustendenz so knapp und klar hervorhob, nicht auf einen außer- oder widerchristlichen Standpunkt: vielmehr erkennen wir in

diesem dichterisch-religiösen Veredlungsdrang der beiden weimarischen Großen einen neuen Zweig am alten Stamme. Der allgemeine Drang nach Licht und Liebe ist das religiöse Moment; die besondere Gestaltung dieses Dranges in den Formen der Natur, der Kunst und des Menschenlebens ist die dichterische Seite. Die göttliche Gnade aber besteht eben darin, daß sie diesem strebenden Menschen den Drang nach oben ins Herz gegeben hat — als eine geheimnisvolle schöpferische Fähigkeit, von der Kant oder Herder ebenso durchdrungen und entzückt waren wie Schiller und Goethe. Hier ist also der Christus nicht etwa verleugnet; er ist vielmehr ins Innere hereingeholt: denn einem Schiller ist ja die Christus-Tendenz „eingeboren". Dieser Christus in uns *ist* eben der Drang zum Licht; und die Erlösung besteht darin, daß dieses innere Licht sich befreien und gestalten — daß also Christus in uns geboren werden, wachsen, reifen, uns durchdringen will, bis wir zu selbstloser Liebestat fähig werden. Diese Art von Erlösung ist demnach keine jähe Katastrophe, sondern eine langsame *Geburt*. Swedenborg nennt es, nach dem Neuen Testament, Wiedergeburt. Und unser ganzes Leben ist demnach das Losringen eines neuen Menschen in uns. Wir können knapp und pointiert sagen: das ganze *Sterben* des äußeren Menschen durch 70 oder 80 Jahre ist ein *Geborenwerden des höheren Menschen in uns*.

Jetzt sind wir im Zentralpunkt Goethescher Weltanschauung und verstehen sein berühmtes Wort: „Stirb und werde!"

* * *

Dieses „Stirb und werde!" steht im Westöstlichen Divan. Die Strophe lautet:

„Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

Es ist die Schlußstrophe eines Gedichtes, dessen Titel „Selige Sehnsucht" ungefähr dasselbe ausdrückt, wie Fausts Drang nach immer neuem Leben.

„Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet!
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet . . .

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt."

Und nun folgt die oben genannte Schlußstrophe mit dem „Stirb und werde!"

Dieser Drang nach dem Licht ist also offenbar keine Vernichtung, sondern ein Werden. Aus den reinigenden Kräften der Flamme steigt ein höherer Mensch empor; der scheinbare Tod ist eine „höhere Begattung", eine höhere Form der Liebe. Das Entscheidende ist immer die volle Hingabe an die Tat. Denn Tat ist Reibung; Reibung

ist Licht und Elektrizität. „Weil nun die Tat überall entscheidend ist", sagt einmal der Dichter („Ethisches"), „so kann aus einem tätigen Irrtum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Getanen ins Unendliche reicht." Und zu den Worten: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", bemerkt er zu Eckermann (6. Juni 1831): „In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe." So pocht der Dichter des Westöstlichen Divans am Paradies an:

„Nicht so vieles Federlesen,
Laßt mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!"

Es ist die altgermanische Auffassung, daß nur der Kämpfer der Lichthallen Walhallas wert sei; und sinnig ist es, daß man die Leichen der Helden den lodernden Flammen übergab. So springt die Bajadere liebend in die Flamme; und ihr Unsterbliches wird in den Armen der Gottheit emporgetragen.

Kein Müßiggänger verdient die persönliche Unsterblichkeit; der Träge, Unentwickelte, Unvergeistigte gehört seinem verwandten Element an.

„Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, so fahret hin!"

So entläßt die Chorführerin Panthalis im zweiten Teil des „Faust" die belanglosen Choristinnen; sie selber aber

hat durch Treue die Erhaltung ihrer Person verdient. „Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person."

So ist Fausts Erlösungsweg ein Aufwärts-Wandern. „Gedenke zu wandern!" heißt es in den „Wander"-Jahren. Dort stehen auch die Worte: „Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigene Fehler geraten, sie zu heilen vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit hingegen alles."

Aber welche Gesinnung muß diese Tätigkeit beseelen? Goethe wird nicht müde, das „Ewige, Notwendige, Gesetzliche" hinter den Dingen zu suchen und „sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind". In solchem Sinne war seine Tätigkeit ein Wirken in das Ganze der Menschheit. Eine fördernde Tätigkeit, die einerseits einem Bedürfnis der inneren Natur entsprang, andrerseits aber dieses schöpferische Gewässer in bestimmten Grenzen auf nutzwirkende Mühlräder zu leiten trachtete. Durch poetische Gestaltung drang er zur Klarheit empor; seine dumpfen Lebenszustände wurden überwunden und ins Helle gesetzt durch Gestaltung. Diese Lichtverbreitung über das eigene Innere und über die Umwelt ist eine Tätigkeit, die allen zugute kommt; sie gibt vordem dumpfen Seelen neue Nahrung, neues Blut. Der schaffende Künstler ist in diesem Sinne ein Erheller, ein Lichtbringer, ein Erlöser; in seinem Lichte verbrennt das Niedere und Dumpfe — dem Höheren in uns aber bedeutet dieses Sterben ein Werden. Genau so wie etwa Michelangelos Leben ein Ringen mit dem Marmor war; so wie etwa jene un-

vollendete Sklaven-Statue in der Boboligrotte noch halb in der Steinmasse steckt und sie gleichsam abzuschütteln sucht — so ringt Faust mit dem schweren Stoff der Erde und sucht ihn umzuwandeln in Gestalt, in Form, also in Geist, in Helligkeit und Klarheit — kurz: in Licht.

Das klassische Zeitalter ist in diesem Grundgedanken einig.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

(Schiller.)

Belichtung, Verklärung, Gestaltung des Lebens: das ist der ermunternde Grundgedanke. Es ist ein Appell an die schöpferische Kraft in uns. So geht in Schillers „Das Ideal und das Leben" der Alcide Herakles „des Lebens schwere Bahn", auch er ein Faust, ringt mit der Hydra und umarmt den Leuen, stürzt sich, die Freunde zu befreien, lebend in des Totenschiffers Kahn, trägt alle Plagen, alle Erdenlasten, bis sein Lauf geendigt ist:

„Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt."

So ringt sich unter Künstlers Einfluß „aus dem Sinnenschlafe die freie schöne Seele los" („Die Künstler"); so ist ohne den verklärenden Sänger „die Freude gemein auch beim Nektarmahl" („Die vier Weltalter"); so verfolgt der Dichter im „Lied von der Glocke" das Entstehen der Form aus der Masse; so verherrlicht er im „Eleusischen Fest" die Kulturbringerin Ceres, die den

„düstergebundenen Sinn" öffnet für die „göttliche Lehre", damit „der Mensch zum Menschen werde".

Überall derselbe Gestaltungstrieb, der Erlösungsdrang zum Licht!

* * *

Man würde jedoch irren, wenn man annähme, daß diese Auffassungsweise nur der persönlichen Schöpfer- und Willenskraft alles Verdienst zuschöbe. Von diesem platten Rationalismus sind unsere Dichter weit entfernt.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen" –

– verlieren wir dieses „Wir" nicht aus dem Auge! Die immanente Schöpferkraft tut es nicht allein; es muß die göttliche Liebeskraft „von oben" zu Hilfe kommen; Pol muß sich mit Pol berühren, Erde mit der Sonne, Mensch mit der Gottheit, wenn es ein Ganzes geben soll.

Diesen wichtigen Punkt ist die heutige, einseitig dem Willen hingegebene, leicht der Gnade vergessende Menschheit zu übersehen geneigt. Und doch wird selbst der energievolle Schiller nicht müde, auf die Mithilfe der übersinnlichen Welt hinzuweisen, ob nun diese Mithilfe in uns (immanent) als eine Art „Offenbarung" wirke oder außer uns (transzendent) als sogenanntes „Glück" oder Gnade oder Segen. („Doch der Segen kommt von oben!") Es sind die Imponderabilien des Lebens, die nie zu lösenden Reste, die sogenannten Zufälle oder Schicksale – kurz, Einflüsse, die keinem Menschenwillen und Menschenverstand er-

reichbar sind und die wir daher als übergeordnete Mächte empfinden. Schiller hat in einem langen Gedicht seiner reifen Jahre („Das Glück") sehr bedeutsam diesen Punkt betont, den Goethe in die Worte faßt: „Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen". Dort bei Schiller heißt es:

„Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren;
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben...
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt...

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir."

Hier ist eine höhere Stufe ausgesprochen. Eine Stufe des dankbaren Empfangens von Gaben der Schönheit und Weisheit, des Göttlichen überhaupt. Der Mensch dieser Stufe hat das Stillesein gelernt, nachdem er auf der vorhergehenden Stufe tätig gerungen hat – um eben diese reife Stille zu erreichen.

„Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß, das Glück" –

heißt es, mit Schiller, auf dieser Stufe. Oder:

„Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur."

Und wiederum:

„Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint". . .

Und hier eben setzt nun die besondre Kraft und Genialität des Weibes ein. Es ist von tiefer Bedeutung, daß die begnadende Muse als Weib gedacht ist, oder daß man sich das Glück als Weib vorstellt. In Goethes „Zueignung" der Gedichte, an der Spitze seiner sämtlichen Werke also, ist es ein „göttlich Weib", das mit den Wolken herschwebt, und das ihm aus Morgenduft und Sonnenklarheit der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit reicht. Und das Schlußwort am Ende seiner sämtlichen Werke lautet:

„Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan".

Für die großen Dichter unserer klassischen Epoche ist das Weibliche von ungemeiner, und zwar edler Bedeutung. Nicht im Sinne stofflicher Entzündung, wie das heutzutage unsre Literatur kennzeichnet; sondern im Sinne der Adelung. Der Mann sorgt für Willen und Würde; das Weib bringt zu dieser Substanz die Anmut hinzu. Der Mann kämpft in Höllen und Läuterungen – wie Dante; das Weib aber weilt im Paradiese des reinen Gemütes – wie Beatrice. Erst wenn sie zusammenkommen und Würde mit Anmut sich vereinigt, entsteht ein ganzes Menschentum. Das ist der Sinn von Schillers Aufsätzen „Würde und Anmut"; das hat er in dem Gedicht „Das weibliche Ideal" geformt, das man neben dem Gedicht „Das Glück" lesen muß, um es wie eine Verkörperung des Glückes zu empfinden:

„Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht" –

– denn:

„Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines,
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst."

Und ferner: „Dünke der Mann sich frei, du bist es" – oder, an andrer Stelle: „Männer richten nach Gründen, des Weibes Urteil ist seine Liebe". In dem Gedicht „Die Würde der Frauen", das mit den bekannten Worten einsetzt: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!" – finden wir den Mann gerade nach seiner faustischen Natur geschildert:

„Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt,
Rastlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild" –

wie es dort den „Alpenjäger" immer höher und höher drängt.

„Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht."

Es erinnert das an Dankesworte, die Goethe an Frau von Stein gerichtet hat:

„Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf."

Oder an das besänftigende Eingreifen der Frauen in „Tasso" und besonders in „Iphigenie". Die Briefe an Frau von Stein bekunden in allen Farben und Tönen, was eine edle Frau dem Manne sein kann; an sie auch wurde „Wandrers Nachtlied" gesandt (1776) mit dem Orestes-Ruf nach dem „süßen Frieden". Die Frau ist Anregerin, aber sie ist auch Besänftigerin; und zumal als ausgleichende Gemütskraft der Beruhigung, der Durchwärmung wird sie von jenen Großen gepriesen: sie gibt dem Gemüt etwas, was weder Faust noch gar Mephisto besitzen. Sie gibt durch ihre Gestalt dichterische Anmut, sie gibt durch ihr Wesen religiöse Innigkeit: Dinge des warmen Lebens, die von keinem Verstand und von keiner Studierstube zu erlangen sind.

Und so arbeitet die Frau mit an der Erlösung des Mannes. Gretchen strömt eine Fülle von Seelenerschütterung süßer und verzweifelter Art in Faust über; Helena schüttet Schönheit über ihn aus. Und wenn auch das deutsche Bürgermädchen äußerlich bei diesem Verbrennungsprozeß zugrunde geht: am Schluß ist sie doch wieder als reine Flamme um das Unsterbliche ihres Geliebten bemüht.

So ist in Richard Wagners „Fliegendem Holländer" Senta die Erlöserin des unsteten Seemannes. So wirkt im „Tannhäuser" Elisabeth auf den sinnlich-zerfahrenen Sänger. In Beethovens „Fidelio" steigt die treue Lenore in den irdischen Kerker und erlöst den Gatten; in Webers „Freischütz" müht sich die reine Agathe um den magisch verstrickten Geliebten. Im Grimmschen Märchen – auch bei Andersen („Die sieben Schwäne") – ist es die Schwester, die sich um der verzauberten Brüder Erlösung Opfer auferlegt. Und so sahen die alten Germanen, nach Tacitus, im Wesen der Frau „etwas Göttliches"; Walküren waren es, also Frauen, die über den Schlachtfeldern des Lebens schwebten und tapfre Kämpfer emporholten.

Dies ist es, was Goethe unter der „Liebe von oben" versteht; dieses „von oben" ist das „Ewig"-Weibliche im Gegensatz zum Nieder-Weiblichen, wie ja auch in Faust das Edel-Männliche, Ewig-Männliche erlöst wird, während sein Sinnlich-Männliches eben stirbt.

„Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Das christliche Mittelalter hat diese Kräfte in den Gestalten der Engel symbolisiert, die nordische Mythologie in den Gestalten der Walküren; östliche Religionen sprechen von den „Huris" oder den „Peris". Es sind in jedem Falle Sendlinge der Gottheit, Ausstrahlungen aus der Ursonne der Liebe; in dieses Urlicht streben die Kinder

des Lichtes, die Söhne der Sonne, aus ihrer Erdenausfahrt wieder empor. Das Geistige in der Materie will sich wieder mit dem reinen Geiste verbinden; und vom reinen Geiste aus wirkt eine Anziehungskraft; der Strebende wird in seinem „dunkeln Drange" magnetisch emporgezogen auf dem „rechten Wege".

In diesem Sinne hat schon Plato den „Eros", den Gott der Liebe, als einen mächtigen Faktor in seine Philosophie gestellt. Die einfachste Form der Einwirkung zwischen Mann und Weib hängt natürlich, in feiner oder grober Weise, mit dem Geschlechtsunterschied zusammen; aber schon hier sind Veredelungen und Nuancierungen möglich. Auf höheren Stufen handelt es sich nicht mehr um weibliches oder männliches Geschlecht, sondern um die in der Geschlechtsspaltung differenzierten Seelenkräfte. Nur im Zusammenwirken der starken und der zarten Seelenkräfte – der Energie und der Liebe, der Kraft und der Milde, der Erde und des Himmels, des Menschlichen und des Göttlichen – ergibt sich der Zustand der Vollendung. Zieht uns Männer das Ewig-Weibliche hinan, so geben wir hinwiederum dem weiblichen Element Arbeit, und in dieser Arbeit die Möglichkeit eigener Höher-Entwicklung. Ja, in gewissem Sinne ist in jeder Frau und in jedem Manne ein männliches und ein weibliches Prinzip, die sich beide in derselben Seele auszugleichen trachten. „Zwei Seelen hab' ich, ach, in meiner Brust" – gilt auch von mancher Frau. Erst wenn das hinausstrebende Männliche in uns und das heimlockende Weib-

liche in uns sich ausgeglichen und durch Ausgleich beruhigt haben, ist ein Reifezustand erreicht. Und wenn wir etwa unter dem Männlichen, statt des Faustischen Trachtens, das Charaktervoll-Ruhige verstehen würden, so ließe sich — von dieser Seite betrachtet — ebenso richtig die Formel aussprechen: „Das Ewig-Männliche zieht uns hinan." In diesem Falle würde also in der spiralförmigen Wechselbewegung des aufwärts trachtenden Lebens das männliche Prinzip die Führung übernehmen: nicht weil es das Männliche, als Geschlecht, sondern weil es das Ruhige, das Reife und Sichere ist. Und so ahnen wir schließlich, daß die Differenzierung in Mann und Weib nur Hilfsmittel der Natur sind, um durch diesen Magnetismus nicht nur das irdische, sondern auch das seelische und geistige Leben vorwärts zu treiben in immer höhere Zustände der Entwicklung.

Aber zu Recht bestehen bleibt darum doch die Wahrheit, daß ein Übergeordnetes, das „Ewig-Weibliche", uns Menschen magnetisch hinanzieht; dieses Ewig-Weibliche ist nichts andres als das, was kurz zuvor die „Liebe von oben" genannt wird, symbolisiert in der jungfräulichen Madonna mit ihren Engeln. Man kann diesen helfenden und erlösenden Einfluß auch die „Gnade" nennen; oder die Güte, die Mildtätigkeit, ein Prinzip also, das zur Zeit der Antike noch nicht ausgebildet, erst angedeutet war, vielmehr durch das Erscheinen des Christentums als eine bewußte Macht in die Welt trat. Es ist daher tiefsinnig, daß in Dantes „Göttlicher Komödie" Vergil, der

Vertreter der Antike, des männlichen Römerwillens, der immanenten Vernunft, seinen Schützling nur bis zu einer gewissen Stufe des Purgatorio führen kann; dann kommt ein Transzendentales, die „Liebe von oben", ein höheres Prinzip, dargestellt in Beatrice, die ihrem Geliebten ebenso entgegenschwebt wie Gretchen dem Faust. Und so war es ein ganz richtiger Instinkt, aus dem Goethe in den Schlußszenen seines „Faust" zu den Symbolisierungen des Christentums griff, nachdem die mittleren Akte in der Antike verweilt hatten. Ja, man kann sagen, daß schon in der selbstlosen sozialen Arbeit des alten Faust ein christliches oder Christus-Prinzip durchgebrochen ist: helfende Liebe, die Caritas, herausgeboren aus einem schöpferischen Gemütsdrang. Dies ist gegenüber der Helena-Schönheit eine neue Form und Stufe: das Erleben seelischer Schönheit. Hier fließen künstlerische, religiöse und soziale Tätigkeit in eins zusammen und ergänzen sich, wie sich Kreuz und Rose, Christentum und Griechentum ergänzend ausgleichen sollten. Der schöpferische Mensch dieses reinen Zustandes begehrt nicht mehr wie der leidenschaftliche Mensch: er schaut und schafft. Das ist sein Glück; sein Werk ist sein Glück.

* * *

Wir haben Goethes „Faust" zu Beginn dieser Betrachtungen ein Mysterium genannt. Wer in die griechischen Mysterien, etwa im Tempel zu Eleusis, eingeweiht zu werden wünschte, hatte Vorbereitungen und Prüfungen

durchzumachen. Unter den Prüfungen werden erwähnt Hunger, Durst, Wanderungen durch Finsternisse, Schwimmen durch wilde Wasser, Durchgang durch Hitze und Kälte, Geschrecktwerden durch Phantome und dergleichen mehr. Es war da gewiß ein planmäßiges Führen von Stufe zu Stufe, sogar durch einen künstlichen, magischen, somnambulen Tod hindurch mit nachfolgender Wiedererstehung, Wiedergeburt des durch Traumerlebnisse geläuterten Mysten. Diese magischen Zustände waren verbunden mit Belehrungen durch einweihende Priester; und auf die Würde dieser erblichen Priesterschaft wurde ebenso heiliger Wert gelegt wie auf das strenge Geheimhalten der empfangenen Geheimnisse. Wir sind darauf angewiesen, uns aus zerstreuten Andeutungen einen Begriff zu gestalten.

Goethe, der Freimaurer, der Esoteriker, schildert in Fausts Werdegang die Wanderung eines Mysten. Faust macht stufenweise eine Einweihung durch. „In einem dem Plutarch zugeschriebenen Fragment bei Stobäus ist davon die Rede, daß die mit der Einweihung verknüpfte Seligkeit nicht sofort erreicht wird; zuerst finde langes Umherirren statt, beschwerliche Wege, und aus einem gewissen Dunkel verdächtige und zu keinem Ausgang führende Wege; dann, vor dem Ende selbst, alles Furchtbare, Schauer, Zittern, Angstschweiß und Entsetzen. Sodann aber kommt ein wundervolles Licht dem Einzuweihenden entgegen, glänzende Auen mit Stimmen und Chortänzen, ehrwürdige Laute und göttliche Erscheinungen. Dann erst begeht der Eingeweihte, frei geworden, entlassen umhergehend und

gekrönt, die eigentliche Feier. Er geht sodann mit heiligen und reinen Menschen um"... (Karl du Prel, Die Mystik der Griechen.) So machten Pythagoras, Plato und andere geistige Führer in berühmten Tempeln Einweihungen durch; und alle hohen Griechen gingen durch die eleusinischen Mysterien. Diese Geheimlehren, mit dem Totenkult und dem Unsterblichkeitsglauben unmittelbar zusammenhängend, kamen aus uralter Tradition, besonders aus Ägypten, womöglich aus Indien. Noch bei Plotin spürt man deutlich die Nachwirkungen. „Ist das nicht hellenische Vedantalehre?" ruft ein moderner Forscher bei Besprechung Plotins (Karl Paul Hasse, Von Plotin zu Goethe, Jena 1912), und fährt fort: „Über die Mysterien wissen wir leider zu wenig; man wird aber nicht fehlgehen, wenn man auch hier auf indischen Ursprung schließt."

Das Wesen der Seele wird in diesen Mysterien als göttlich erlebt, empfunden, erschaut; sie vereinigt sich mit Gott. „Tiefere Naturen suchen von früh an in dem Mysterium neue Erkenntnis und Steigerung der Göttlichkeit des eigenen Ich"... Der Myste schaut nicht bloß, was Osiris erlebt hat, „sondern erlebt es selbst und wird dadurch Osiris" (Reizenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen). Es handelt sich also um die Vergottung, Vergeistigung der Seele, die sich draußen in der verführerischen Vielheit unsrer luziferischen und ahrimanischen Welt so leicht verliert und immer wieder an ihren Ursprung und an ihr Ziel erinnert werden muß:

— sie ist ausgefahren aus Gott und kehrt in die Gottheit zurück.*)

Man beschäftigt sich in der neuesten Zeit, angeregt durch Richard Wagners „Parsifal", wieder viel mit dem esoterischen Gehalt der tiefsinnigen Gralsage. Leider kommen aber unsre verdienstvollsten Forscher auf diesem Gebiet (z. B. der Indologe Leopold von Schroeder und sein Schüler Viktor Junck) nicht entscheidend über die Deutung der Sage als eines Vegetations- und Natur-Mythus hinaus. Auch die Gralsage geht meiner Überzeugung nach auf ein Mysterium, vielleicht der Druiden, zurück. Und in allen Mysterien der Menschheit wurde immer nur das eine Kardinalrätsel behandelt: Herkunft, Sinn und Zukunft der menschlichen Seele.

So symbolisiert Persephone die menschliche Seele, die aus dem lichten Geist in die dunkle Materie oder Körperlichkeit (Unterwelt) eintaucht, um dann wieder befreit zu werden; so ist der Gott, der zerstückelt wird, eben das Eingehen der Seele in die Vielheit der Erscheinungswelt, aus der sie sich wieder in die Einheit zurückfinden muß — wie jenes „Rotkäppchen", das in den Wald und in den Wolf untertaucht, bis es von einem „Jäger" wieder befreit und erlöst wird. Gewiß kann der Gral auch die

*) Über diese wichtigen Urfragen der Menschheit fehlen noch zusammenfassende modern-wissenschaftliche Werke. Es möge in obigem Zusammenhang auch auf die anmutig zu lesenden Werke von Edouard Schuré hingewiesen werden: „Les grands Initiés" und „Sanctuaires d'Orient", beide auch in deutscher Übersetzung zugänglich. Näheres Eingehen auf diese und ähnliche Literatur würde natürlich zu weit führen.

Sonne sein, um die etwa der Gott Indra kämpft, weil sie Leben gibt (Schroeder); aber wir deuten diesen und ähnliche Kämpfe um den Becher, den Kupferkessel, den Meth, den Milchbrei und andere Wunschdinge lieber gleich vertiefend auf das Köstlichste, das es geben kann: auf die unsterbliche Seele. Auch sie ist eine Sonne, aber eine innere Sonne; der Gral, der in den Händen des reinen Toren aufglüht, ist das Göttliche in uns selber, unser inneres Licht. Und glühte vielleicht schon das berühmte „große Licht von Eleusis" letzten Endes im Mysten selber auf? „Allein im Innern leuchtet helles Licht!" Eben indem die Sonne in uns der göttlichen Sonne antwortet, ihrer Heimat und ihrer adligen Lebenspflicht sich erinnernd: eben durch dieses aufleuchtende Bewußtwerden erglüht der Gral, die Taube schwebt herab — „die Liebe von oben" — und es stellt sich die Vereinigung mit der Gottheit her.

Friedrich Lienhard

Oberlin. Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß. Dreizehnte Auflage. 4.50 M., geb. 5.50 M., Liebhaberband 8 M.

Thüringer Tagebuch. Buchschmuck v. Ernst Liebermann. 7.—10. Tausend. 3 M., geb. 4 M.

Wasgaufahrten. Buchschmuck von Karl Spindler. Vierte Auflage. 2.50 M., geb. 3.50 M.

Helden. Buchschmuck von Kurt Jäckel. Zweite Aufl. 3 M., geb. 4 M.

Die Schildbürger. Buchschmuck von Herm. Hirzel. Zweite Auflage. Geb. 3 M.

Gedichte. Buchschmuck von Herm. Hirzel. Zweite Auflage. 3 M., geb. 4 M.

Lichtland. Neue Gedichte. Buchschmuck von Kurt Jäckel. 2.50 M., geb. 3.50 M.

Dramatische Werke: Till Eulenspiegel, Münchhausen, König Artur, Gottfried von Straßburg, Odilia, Wieland der Schmied, Wartburg (Heinrich von Ofterdingen — Die heil. Elisabeth — Luther auf der Wartburg), Ahasver, Odysseus.

Wege nach Weimar. Beiträge zur Erneuerung des Idealismus. Zweite neugestaltete Auflage (6 Bände). Mit Bildnissen. Jeder Band geb. 3.50 M. 1. Bd.: Heinrich von Stein-Emerson. 2. Bd.: Shakespeare. 3. Bd.: Friedrich der Große. 4. Bd.: Herder — Jean Paul. 5. Bd.: Schiller. 6. Bd.: Goethe.

In diesem Werk hat Lienhard an der Hand der Großen und in zahlreichen Einzelaufsätzen seine ästhetische und ethische Kunst- und Lebensanschauung niedergelegt.

Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Theodor Körners Briefwechsel

mit den Seinen. 8°. 300 Seiten mit zahlr. Tafeln, Faksimiles und künstlerischem Buchschmucke von A. Weßner. Herausgeg. von Dr. A. Steinberg. Geh. M. 3.20 In Originalgeschenkband M. 3.80

„Eine ausgezeichnete Sammlung, der recht viele interessierte Leser zu wünschen sind. Mehr als jede ausführliche Biographie machen die Briefe mit dem rasch zur Höhe steigenden und dann tragisch schnell ins Grab sinkenden Dichterhelden in der anschaulichsten und ergreifendsten Weise von neuem bekannt. Besonders erschütternd wirkt immer wieder der plötzliche Umschwung, der in der Entscheidung K. s zum Ausdruck kommt, Dichterruhm und Liebesglück, Lebensstellung und Freundschaftskreis ausgezeichneter Männer und Frauen der Verteidigung des heiligen Gutes nationaler Selbständigkeit zu opfern. In diesem Entschluß liegt etwas Großes und Hinreißendes, das zu allen Zeiten empfängliche Herzen begeisternd zu packen vermag. Neben der großen Linie, die bei der Auswahl der Briefe überall mit feiner Hand gewahrt worden ist, erlebt der Leser eine Fülle der köstlichsten literarischen, ästhetischen und vor allen Dingen rein menschlich interessierenden Details. In frischer Unmittelbarkeit sehen wir die Mitglieder des K. s Kreises: den Vater mit seiner wundervollen Mischung von väterlicher Autorität und verständnisvoller Freundschaft, die schlichte Mutter mit dem liebewarmen Herzen und die lustig plaudernde Schwester; mehr im Hintergrund das Doppelgestirn von Weimar. Im Mittelpunkt aber steht der junge Dichter, dessen Werden und Wesen in eindringlicher Lebendigkeit sich vor uns entfaltet mit deutlicher Kennzeichnung aller menschlichen und dichterischen Phasen von den ersten naiven Mitteilungen an die Seinen, über die Jahre ernsten Studiums, fröhlicher Burschenschaft und dichterischer ruhmvoller Anerkennung hinweg bis zu den launigen und schwermütigen Mitteilungen aus dem Biwak und vom Wachtfeuer, die von glühender Streitlust und aufglimmender Todesahnung durchzogen sind. — Die Sammlung ist vorteilhaft ausgestattet mit stilvollem Buchschmuck und künstlerischen Porträts. In allem: eine schätzenswerte Festgabe, die bei der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages Körners (1913) an erster Stelle genannt zu werden verdient."

Klauert.

Frankfurter Schulzeitung. Nr. 14. 1910.

„Körners Lieder und Dramen sind in aller Munde, sein Leben ist jedermann vertraut. Wenige aber wissen, daß er es selber in seinen Briefen mit farbigem Stifte gezeichnet hat. Diese liegen nunmehr **in einem prächtigen Bande** vor. In frischer Unmittelbarkeit treten uns die Mitglieder des Körnerschen Kreises entgegen: der Vater, Schillers Freund, als verständnisvoller Berater des Sohnes, die liebevolle Mutter, deren Wendungen zuweilen an Frau Rats Urwüchsigkeit gemahnen, sowie die stille, innige Natur der Schwester. Im Mittelpunkt aber steht der junge Dichter, von seinen ersten kindlich-naiven Mitteilungen an die Seinen bis an die letzten Tage seines kurzen aber reichen Daseins."

Der Tag. Nr. 30. 1909.

„Eine köstliche Gabe!" L. Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung. Nr. 50. 1909.

Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Im Umfange von 124 bis 196 Seiten. Herausgegeben von Privat-Dozent Dr. Paul Herre.

GEHEFTET 1 Mark — ORIG.-BD. 1,25 Mk.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller, wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten.

„Bei Anlage dieses weitumfassenden Werkes haben Verleger und Herausgeber damit einen sehr großen Wurf getan, daß es ihnen gelungen ist, zumeist erste akademische Kräfte zu Mitarbeitern zu gewinnen." Straßburger Post.

RELIGION

Volksleben im Lande der Bibel. Von Prof. Dr. M. Löhr. 138 Seiten mit zahlreichen Städte- und Landschaftsbildern. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit den gesamten Forschungsergebnissen über Palästina wohl vertraut und auch aus eigener Anschauung mit dem Lande wohl bekannt, war der Verfasser aufs beste geeignet, uns dessen Bewohnerschaft vorzuführen .... Eingeleitet wird die Schrift mit einem allgemeinen Kapitel über die Landesnatur und die Bevölkerung. Die folgenden sind spezieller und überschrieben: Das häusliche Leben; das Geschäftsleben; das geistige Leben; Jerusalem einst und jetzt." Globus. Nr. 17. 1907.

Sabbat und Sonntag. Von Professor Dr. H. Meinhold. 126 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Laie kann sich zur Zeit nirgends schneller und besser über diesen Gegenstand von immer neuer Aktualität unterrichten."
J. Smend. Monatsschr. f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst. 15. Jahrg.

„Recht frisch, klar und inhaltsreich. Besonders, was über den Sabbat im Leben der jüdischen Gemeinde erzählt wird, war in dieser Anschaulichkeit meines Wissens bisher noch nirgend geboten. M. beschränkt sich aber nicht auf sein eigentliches Arbeitsgebiet, sondern verfolgt den Sonntag durch seine ganze Geschichte in sehr ansprechender Weise. Man kann sich zu interessanten Vorträgen über das Wesen des Sonntags und seine Geschichte gar kein besseres Material denken!" Evangelisch-protestant. Kirchenblatt.

Die Poesie des Alten Testaments. Von Professor Dr. E. König. 164 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine gedrängte und doch reichhaltige Darstellung der alttestamentlichen Poesie, die nach allgemeinen Erörterungen über den Charakter derselben sie in episch-lyrische, episch-didaktische, reindidaktische, reinlyrische und dramatische Dichtungen zerlegt, das Wesen jeder dieser Gattungen beschreibt und gut gewählte Proben für sie beibringt." Theologischer Literaturbericht.

Einführung in das Alte Testament. Von Professor Dr. M. Löhr. 124 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

Das Alte Testament ist eine Sammlung, dessen einzelne Teile von ihrem ältesten bis zu ihrem jüngsten rund ein Jahrtausend umspannen. Durch dieses einzigartige literarische Denkmal will Verfasser dem Laien ein Führer sein. Er will die Eigenart der biblischen Überlieferungen erklären, ihren Werdeprozeß, ihr Verhältnis zu den Literaturen des Orients usw. Dabei ergeben sich naturgemäß auch eine Fülle von Betrachtungen über den ethischen und kulturellen Charakter der Bibel.

David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch. 176 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Vertraut mit der Methode und den Ergebnissen der neuerdings so reich ausgebeuteten alttestamentarischen Wissenschaft entrollt Verfasser das Gemälde des epochemachenden Davidschen Zeitalters und dessen beherrschender Gestalt, um sie dem modernen Menschen nahezubringen. Es schildert die allgemeine Weltlage, David bis zur Königswahl und als König und schließt mit einer Charakteristik desselben als Regent, Politiker und Mensch."

Das Wissen für Alle.

Das Christentum. Fünf Vorträge von Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Geheimrat Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch. 168 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Wenn hervorragende Forscher einmal dazu schreiten, sich für ihr Fach auf den wesentlichen Ertrag ihrer und fremder Arbeit zu besinnen und ihn in knapper, gemeinverständlicher Form darzubieten, so bedeutet das für sie selbst eine Tat und verspricht für die Nichtfachgenossen eine Quelle reicher Belehrung. Beides trifft, so billig es ist, in vollem Maße zu für das vorliegende kleine Buch ..... Schon die Titel der Vorträge sind geeignet, die Leselust aller zu wecken, welche erfahren möchten, was die moderne Theologie über Christentum und seine Vorgeschichte zu sagen hat."

Preußische Jahrbücher.

Christus. Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 152 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das ist ein ungeheuer inhaltreiches Buch. Da ist mit Gelehrsamkeit und feiner Beobachtung alles an großen und kleinen oft übersehenen Zügen zusammengetragen, was einigermaßen als tragfähiger Baustein verwendbar sein könnte. Ein Versuch, aus den Bruchstücken, in die sich tatsächlich die Evangelien auflösen, das Gebäude neu aufzuführen." Die christliche Welt.

Paulus. Von Professor Dr. R. Knopf. 127 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Im Gegensatz zu Wredes Paulus ein wirkliches Volksbuch; klar und fesselnd geschrieben, wissenschaftlich gut begründet, zu weitester Verbreitung geeignet." Wt. Zeitschrift für wissensch. Theologie.

Inhalt. 1. Paulus vor seiner Bekehrung; 2. Bekehrung und Anfänge der Missionsarbeit; 3. große planmäßige Weltmission; 4. Gefangennahme in Jerusalem und Überlieferung über die letzten Lebensjahre des Apostels; 5. Paulus Kampf mit den judaistischen Gegnern; 6. Paulus und seine Mission; 7. seine organisatorische Tätigkeit an den Gemeinden; 8. seine Theologie und Frömmigkeit.

Der schwarze Obelisk Salmanassars II. Aus Löhrs Einführung.

Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Prof. Dr. F. Niebergall. 167 Seiten. In Originalband Mark 1.25

„Ich wüßte nicht, wie diese zarte und schwierige Aufgabe glücklicher angegriffen und gelöst werden könnte, als es von Niebergall geschieht. Er hat den Theologen ausgezogen, als er die Feder ergriff, und doch verrät jede Seite die gründlichste Kenntnis der geschichtlichen Bedingungen und der gegenwärtigen Lage der Kirche. In seiner Schreibart paßt er sich völlig der Ausdrucksweise gebildeter Laien an und weiß die Probleme ohne alle technische Terminologie klar und plastisch zu bezeichnen. Die Formulierung hat oft etwas herzerfrischend Drastisches." Erich Foerster. Die christl. Welt.

Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Von Prof. Dr. A. Hunzinger. 154 S. In Origb. M. 1.25

„Es ist mit besonderer Freude zu begrüßen, daß der tüchtigste Apologet unserer Kirche in dieser Sammlung zu unserem gebildeten Publikum so sprechen kann. Auch in dieser Darstellung erweist er sich als ein Meister in der Beherrschung des Stoffes und in der künstlerischen Darstellung. Die nüchterne Kritik, die objektive, historische Untersuchung kommen voll und ganz zu ihrem Rechte. Und das Resultat ist, daß die Wucht der Tatsachen überführt und überzeugt und der Wahrheit zum Siege verhilft." Sächs. Kirchen- und Schulblatt.

Christliche Kunst vergl. S. 11.

PHILOSOPHIE / PÄDAGOGIK

Geschichte der Philosophie. Von Professor Dr. A. Messer. Band I. Die antike Philosophe. Band II. Geschichte der neueren Philosophie bis Kant. Band III. Geschichte von Kant bis zur Gegenwart. Je ca. 160 S. In Originalleinenband je M. 1.25

Eine wirklich gemeinverständliche, keinerlei Kenntnis voraussetzende Einführung. Verfasser greift nicht etwa nur die einzelnen wichtigsten großen Philosophen als Höhepunkte philosophischen Denkens heraus, sondern er will uns die gesamte philosophische Entwicklung zeigen, in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und ihren Beziehungen zur allgemeinen Kulturlage. Dabei bietet er sowohl eine historische Darstellung wie eine kritische Würdigung.

Rousseau. Von Geheimrat Prof. L. Geiger. 131 Seiten mit einem Porträt. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, seine Schriften werden in kurzen Hauptskizzen geboten, seine Stellung zu Theater und Musik gewürdigt, die Frauen aus Rousseaus Umgangskreis genauer betrachtet, ferner sein Leben in seiner Zeit und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz, es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und es wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen." Die Hilfe.

Immanuel Kant. Von Privatdozent Dr. E. von Aster. Mit einem Porträt. 136 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„An dem philosophischen System des Königsberger Philosophen kann keiner vorübergehen, der sich irgendwie philosophisch betätigen will ... Daher freuen wir uns des vorliegenden Werkchens, das uns die Anschauungen, die, schwerfällig geschrieben, in den Originalwerken als totes Gut verborgen liegen, klar erschließt und seiner Aufgabe, einer sachlichen Wiedergabe der Kantschen Probleme und Gedankengänge, gut gerecht wird."

Zeitschrift für lat.-inl. höh. Schulen.

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 158 S. In Orig.-Bd. M. 1.25

„In der vorliegenden Arbeit ergreift nun ein Meister philosophischer Darstellungskunst die Feder. Mit psychologischem Rüstzeug bahnt uns Wenzig den Weg in die so verschlungenen Pfade der einzelnen philosophischen Systeme. Bei vorwiegend systematischer Tönung ist das Buch äußerst instruktiv mit historisch-kritischen Anmerkungen durchsetzt. Evolutionismus, Materialismus und Psychologismus sind besonders wirkungsvoll zur Darstellung gebracht."

Pädagog. Zeitung. 34. Jahrgang.

Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. H. Dyroff. 2. vermehrte **Aufl.** 143 Seiten. In Originalleinenband M. 1.25

„Die das Interesse weitester Kreise der Gebildeten so eng berührenden Gebiete der Psychologie des Sprechens und Denkens, des Gefühls- und Triebslebens, des Willens und der Aufmerksamkeit werden beleuchtet und sowohl den Einzeldarstellungen wie auch am Ende dem Ganzen eine geschickt gewählte Auslese aus der umfangreichen und dem Laien so unübersichtlichen psychologischen Literatur hinzufügt. Stete Anknüpfungen an bekannte Erscheinungen des Lebens und der Kunst .... berühren den Neuling ... besonders angenehm, ebenso die Vermeidung einer komplizierten Terminologie und die jedesmalige Erläuterung etwa gebrauchter termini technici."

Kölnische Zeitung.

Charakterbildung. Von Professor Dr. Th. Elsenhans. 143 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Abhandlung über Charakterbildung von Professor Elsenhans kann zur Dyroffschen „Einführung in die Psychologie" als Ergänzung betrachtet werden, welche vom psychologischen Gebiet aufs pädagogische hinüberführt. Das Werkchen von Elsenhans ist aber auch ohne psychologische Vorkenntnisse durchaus verständlich und wird jedem Pädagogen eine Fülle von Anregungen bieten .... Das Buch vereinigt in so einzigartiger Weise Reichhaltigkeit des Stoffes mit klarer und verständlicher Darstellung, daß jeder Gebildete, vor allem jeder Pädagoge, viel Genuß und Förderung aus der Lektüre gewinnen wird."

Pädagog.-psychol. Studien. Nr. 1. 10. Jahrg.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen. Von Privatdozent Dr. Mangold. Vgl. S. 25.

Leib und Seele. Von Prof. Dr. H. Boruttau. 149 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„B.s Darlegungen der nervenphysiologischen und physiologisch-psychologischen Grundtatsachen, wie der Beziehungen zwischen Psychischem und Physischem, sind in möglichst elementarer und allgemeinverständlicher Form gehalten. Jeder Gebildete wird besonders die Kapitel: Nervensystem, Gehirn und Intelligenz, Tier- und Menschenseele, Leib und Seele mit Interesse lesen. Dem Büchlein ist weiteste Verbreitung zu wünschen."

Deutsche Ärzte-Zeitung.

Ästhetik. Vergl. S. 9.

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik. Von Prof. Dr. W. Rein. 142 Seiten. In Originallbd. M. 1.25

„W. Rein ist einer der tüchtigsten und anerkanntesten Pädagogen unserer Zeit ... Wenn nun ein solcher Mann sich entschließt, den Reichtum seiner Erfahrungen in einer Schrift, die mehr einem Abriß als einer ausführlichen Darstellung gleicht, in streng systematischer Form niederzulegen, so ist dieses Büchlein von vornherein hoher Beachtung wert. Sonach glaube ich sagen zu dürfen, daß Staatsmänner, Ratsherren, Eltern und Lehrer sehr viel aus dem Büchlein lernen können."

Geheimrat Muff, Pforta. Kreuz-Ztg.

Praktische Erziehung. Von Direktor Dr. A. Pabst. 123 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Alles in allem haben wir hier ein vortreffliches Buch, das man mit größtem Vergnügen liest und jedem aufs wärmste empfehlen kann, dem Fachmann wie dem Laien. Einige Kapitel, wie das dritte, seien den Eltern besonders zur Lektüre empfohlen, sie finden da goldene Worte. Ich bin überzeugt, das Schriftchen wird sich viele Freunde erwerben."

Zeitschrift für das Gymnasialwesen.

Aus dem Inhalt: Zur Einführung. Die ersten Anfänge, Macht und Grenzen der Erziehung. Zög ing und Erzieher. Erziehung vor und während der ersten Schulzeit. Naturg mäße Erziehung. Psychologische und pädagogische Begründung der Notwendigkeit des praktischen U terrichts. Zeichnen, Handarbeit und Beobachtungsunterricht. Erweiterung der Aufgabe der Schu e. Schule und Leben.

Gartenbau im Landerziehungsheim Ilsenburg am Harz.

SPRACHE / LITERATUR

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Prof. Dr. Friedrich Kluge. **2. Auflage.** 158 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Büchlein darf als eine vortreffliche Belehrung über das Wesen der deutschen Sprache freudig begrüßt werden. Es enthält zehn zwanglose, aber wohl zusammenhängende Kapitel, die sich gleichmäßig durch sichere Beherrschung des Stoffes, klare Entwicklung der Probleme und Gesetze und frische Anschaulichkeit der Darstellung auszeichnen. Diese Vorzüge machen die Schrift, zumal an Belegen und Proben nicht gespart wird, zu einer anziehenden Lektüre für jeden Gebildeten. Aber auch der Fachmann wird den Ausführungen nicht ohne Genuß und Gewinn folgen. Man sieht, wie der Verfasser aus eigner reicher Erfahrung heraus seine Ansichten und Forderungen formuliert und bemüht ist, zukünftiger Forschung den Boden zu bereiten." O. L. Lit. Zentralbl. f. Deutschland.

Lautbildung. Von Prof. Dr. L. Sütterlin. 191 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„... Eine ganz vortreffliche Orientierung bietet S. mit dem vorliegenden Büchlein. Der behagliche Fluß der Rede vereinigt sich mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, so daß auch der Fernerstehende mit Verständnis folgen kann. Fremdartige wissenschaftliche Ausdrücke werden möglichst vermieden, gut gewählte und oft amüsante Beispiele aus dem Deutschen und seinen Dialekten unterstützen die theoretischen Ausführungen." Univ.-Prof. Dr. Albert Thumb. Frankf. Zeitung.

Das Märchen. Von Prof. Friedrich von der Leyen. 154 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser gehört zu den feinsten Kennern dieses Literaturgebietes. Er führt uns durch die Märchenschätze der Kultur- und Naturvölker, läßt uns einen Blick tun in die Geschichte und die Aufgabe der Märchenforschung. Er zeigt uns die Entstehung des Märchens aus den Vorstellungen, dem Glauben und den Einrichtungen der Urzeit, verfolgt seine Spuren und Hinterlassenschaft bei den Babyloniern, Ägyptern, Juden, den Griechen und Römern, beschäftigt sich eingehend mit den Märchen der Inder, Perser und Araber. Ein besonders interessantes Kapitel ist dem deutschen Märchen gewidmet, dessen Weiterbildung durch die Jahrhunderte wir kennen lernen." Berl. Morgenpost.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 131 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dem jungen Studiosen, der sich zum ersten Male mit den Fragen vertraut machen will, die sich an das Nibelungenlied anknüpfen, dürfte es eine ebenso willkommene Gabe sein wie dem Schulmanne, der vor der Lektüre des Liedes mit seinen Zöglingen das Bedürfnis fühlt, in wenigen Stunden auch die neuesten Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiete vor sich vorüberziehen zu lassen." Neuphilologische Blätter.

Lessing. Von Geheimrat Prof. Dr. R. M. Werner. 159 S. mit einem Porträt. In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine vorzügliche und zugleich eine mit der Gabe knapper und klarer Anweisung ausgestattete Führerin wird dabei R. M. Werners kurze Lessingbiographie sein. Auf 159 Seiten erhalten wir eine Fülle von Anregungen in stilistisch fein abgerundeter Form. Wir begleiten den Dichter und Schriftsteller durch alle Stufen seines reichen Wirkens. Den mutigen, eisernen Charakter, den kraftvollsten Autor unserer Literatur lernen wir kennen in dem geradezu spannend geschriebenen Buche, das uns nicht wieder losläßt, wenn wir uns ihm einmal gewidmet haben. Und dabei ist mit dem Leben Lessings seine Dichtung beständig verwoben und ebenso Lessings Glaube und Wissen mit den Schöpfungen seiner Dichtkunst"

Geh. Rat A. Matthias, Berlin. Monatsschrift für höhere Schulen.

Das klassische Weimar. Von Professor Friedrich Lienhard. 161 Seiten mit Buchschmuck. In Originalleinenband Mark 1.25

„Als treuer Hüter steht Fritz Lienhard am Tor des Graltempels der idealistischen Weltanschauung unserer klassischen Kunst von Weimar. Und mit tiefen Begeisterungen, mit priesterlicher Weihe, mit echter Wärme, ein wahrhaft Gläubiger, weist er uns immer wieder hin auf das einzig Eine, was uns not tut: daß wir die Seele, das Wesen dieser Weimarer Kultur uns wahrhaft innerlich aneignen und das ganze tiefe Empfinden, die Sicherlichkeit und Gewißheit von ihrer vollkommenen und höchsten Schönheit und Wahrheit in uns erfahren. In großen Linien zeichnet er den Entwicklungsgang, den Aufstieg von Friedrich dem Großen und Klopstock bis zur Vollendung in Goethe, und legt den Wert und die Bedeutung der Führer in ihren Besonderheiten dar."

Julius Hart. Der Tag.

Goethe und seine Zeit. Von Professor Dr. K. Alt. 154 S. mit einem Porträt. In Originalband Mark 1.25

„Dieser Aufgabe wird das vorliegende kleine Buch des bekannten Goethe-Forschers in hervorragender Weise gerecht. Es ist keine neue Biographie, deren wir schon allzuviele besitzen; sondern ein trefflicher Überblick über Goethes Entwicklung im Zusammenhang seiner Zeit, ein Führer durch Goethes Werke und ihre Beziehungen zu Goethes Leben." Wiener Allgem Ztg.

„Solche Bücher sind gerade innerhalb der ungeheuer angeschwollenen Goetheliteratur von großem Wert. Denn sie zwingen uns aus der Unmasse des Materials zurück zu einer Zusammendrängung aufs Wesentliche und Versuch, das Dauernde aus der Erscheinungen Flucht festzuhalten." Der Thürmer. Jan. 1912.

Heinrich von Kleist. Von Prof. Dr. H. Roetteken. 152 S. Mit einem Porträt. Gebunden Mark 1.25

„Eine treffliche, auf selbständiger Forschung ruhende Zusammenfassung unseres Wissens über Kleist wird hier geboten. Die knappen Analysen und ästhetischen Wertungen der Dichtungen enthalten eine Fülle des Anregenden; vorzüglich wird das echt Kleistische in den Gestalten des Dichters veranschaulicht und ein Begriff von seinen psychologischen und stilistischen Ausdrucksmitteln gegeben." Z. D. Königsberger Allgem. Zeitung.

KUNST

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Von Prof. Dr. E. Meumann. **2.,** verbesserte u. vermehrte **Aufl.** 180 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Deshalb wird man eine so klar geschriebene kurze Zusammenfassung aller ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit lebhafter Freude begrüßen müssen. Die gesamte einschlägige Literatur wird vom Verfasser beherrscht. Man merkt es seiner elegant geschriebenen Darstellung an, wie sie aus dem Vollen schöpft. Gerade für den, der in die behandelten Probleme tiefer eindringen will, wird Meumanns Werkchen ein unentbehrlicher Führer sein." Straßburger Post.

„Jeder, der sich mit diesem Gegenstande befaßt, muß zu dem vorliegenden Buche greifen, denn eine Autorität wie Meumann kann nicht übergangen werden." Schauen und Schaffen, Jahrgang 35.

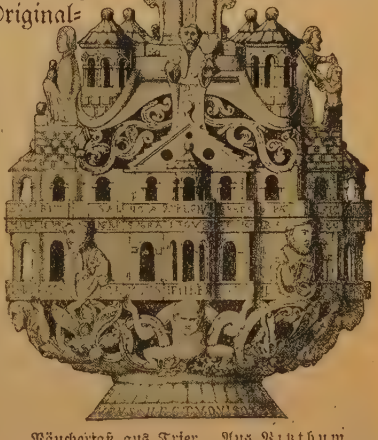
Das System der Ästhetik. Von Prof. Dr. E. Meumann. In Originalleinenband M. 1.25

Während der Leser in der „Einführung" die Hauptprobleme der Ästhetik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, kennen lernt, gibt der Verfasser hier eine Lösung dieser Probleme, indem er seine Anschauungen in systematischer, zusammenhängender Form darlegt.

Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören. Von Privatdozent Dr. Arnold Schering. 110 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einem ungemein sicheren pädagogischen Takte werden wir von Abschnitt zu Abschnitt immer tiefer in das Verständnis der Musik eingeführt .... So wüßten wir für den bildungsfähigen Laien keine bessere Anregung zu eigenem Nachdenken und gesteigerter Vertiefung in die Meisterwerke der Tonkunst, wie dieses Buch. Es ist ein Vademekum im besten Sinne für jeden Musikfreund und alle, die es werden wollen, zugleich aber auch ein wertvoller Beitrag zur praktischen Musikästhetik."

Deutsche Musikdirektoren-Zeitung. Nr. 41. 13. Jahrgang.



Räuchergefäß aus Trier. Aus Bythum.

Grundriß der Musikwissenschaft. Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 160 S. In Originalleinenband M. 1.25

„Ein phänomenales Büchlein, auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Konzentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte . . . . behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig in ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden; . . . . Beiden, Musiker wie Musikfreund, kann Riemanns Grundriß der Musikwissenschaft als ein Buch von starkem Bildungswert nicht warm genug empfohlen werden."

Hamburger Nachrichten.

Mozart. Von Professor Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 159 S. Mit einem Porträt v. Doris Stock. In Origbd. M. 1.25

„Das Mozartbüchlein unterscheidet sich durch die lebendige und anschauliche Art, wie in ihm das Leben und Schaffen des göttlichen Mozart dargestellt wird, von vielen der in letzter Zeit erschienenen Musikermonographien aufs vorteilhafteste. Wenn der Verfasser in der Einleitung vielleicht nicht ganz mit Unrecht sagt, daß Mozart, infolge einer mangelnden Kenntnis des von ihm Geschaffenen, bei aller vermeintlichen Hochachtung schief und einseitig beurteilt wird, so ist gerade das vorliegende Werk geeignet, auf dem Wege zur richtigen Erkenntnis des Menschen und Künstlers Mozart ein sicherer Führer zu sein."

Allgem. Musikzeitung.

Beethoven. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 151 S. Mit einem Porträt v. Prof. Stuck. In Origbd. M. 1.25

„Ein treffliches Buch, das die Fach- und Sachkenntnis des geistreichen Autors glänzend dokumentiert. Dieser hat damit ein Werk geschaffen von einzigartiger Natur, indem er bei aller Fülle des Gebotenen doch nur anregt, sich mit dem großartigen „Beethoven-Material", sowohl dem biographischen, wissenschaftlichen und musikalischen, näher zu beschäftigen und damit der Oberflächlichkeit mancher Musikfreunde und Allwisser entgegenarbeitet. Wahrlich ein hervorragendes Verdienst, das nicht genug anzuerkennen ist."

Z. L. Musikal. Rundschau. 4. Jahrg.

Richard Wagner. Von Privatdoz. Dr. E. Schmitz. 150 S. mit einem Porträt. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Absicht des Verfassers, in kurzen Zügen ein lebensvolles Bild von dem Wirken und Schaffen des großen Dichterkomponisten zu entwerfen, ist ihm voll und ganz gelungen. Noch mehr, eine Reihe psychologischer und historischer Momente, welche von entscheidender Bedeutung bei der Beurteilung Wagners und seiner Werke sind, treten neu hinzu und dienen als orientierende Fingerzeige für den beobachtenden Leser. In fünf Kapiteln zeigt der Verfasser Wagner als Musiker und großen Dramatiker, als Dichter und Komponist zugleich. Die Grundlage hierzu bieten ihm die Wagnerschen Werke. Möge dieses Büchlein der Popularisierung R. Wagners und seiner Kunst dienen."

Cäcilia.

Christliche Kunst. Von Superintendent R. Bürkner. 160 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Hier haben wir aus der Feder eines durchaus kompetenten Kunstkenners einen gedrängten Überblick über die Kunstgeschichte und deren Entwicklung im Dienst der Kirche vom Altertum bis zur Gegenwart, der die ästhetische Bedeutung der einzelnen Zeitalter und Meister darzustellen und zu werten gesucht und auf die mannigfache Beeinflussung aufmerksam macht, die von christlicher Seite her auf die Entfaltung der bildenden Künste eingewirkt hat. So kann sich jeder die Grundlagen kunsthistorischen Verständnisses mühelos verschaffen, der sich das vorliegende Büchlein zum Führer erwählt. Und wir werden seinen knappen Ausführungen zumeist zustimmen können .... Wir können diesen kundigen Führer durch die Kunstgeschichte deshalb warm empfehlen."

Evangel. Kirchenzeitung. Nr. 21. 1911.

Christliche Kunst im Bilde. Von Prof. Dr. Georg Graf Vitzthum. 96 Tafeln mit ca. 180 Abbildungen und 64 Seiten Text. In Originalband Mark 1.25

„Wer auch nur eine Vorstellung hat von der unendlichen Fülle der uns erhaltenen Kunstwerke christlichen Inhalts und kirchlicher Bestimmung, der wird bewundern, mit welchem hervorragenden Geschick der Verfasser es verstanden hat, uns in ungefähr 180 Bildern die christliche Kunst an ihren charakteristischsten Beispielen vorzuführen, und uns zu zeigen, wie vielseitig und verschiedenartig das Christentum im Laufe der Zeiten die Kunst für seine Zwecke verwendet hat. Auch wer eine umfangreiche Kunstgeschichte durcharbeitet, dürfte kaum ein klareres Bild der christlichen Kunst erhalten, wie aus diesem prächtigen Bändchen, das sich ebenso durch seine mit großem Sachverständnis ausgewählten und mit feinem ästhetischem Gefühl zusammengestellten Abbildungen, wie durch die lebendige, packende Fassung des erklärenden Textes auszeichnet."

Der Kunstfreund.

Dürer: Flucht aus Ägypten (Ausschnitt). Aus Vitzthum.

GESCHICHTE

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Prof. Dr. J. Pohlig. 150 S. m. zahlr. Abb. **2. Aufl.** In Originallbd. M. 1.25

„Ein Bild der prähistorischen Eiszeit stellt der Verfasser vor unserm Geist auf, wie es kürzer und einleuchtender dem Laien wohl selten geboten wurde. . . . Einfach im Stil und doch anregend genug, um selbst Menschen, die sich auf diesem Gebiete der Wissenschaft fremd und unbehaglich fühlen, fesseln zu können." R. M. Natur u. Haus. 16. Jahrg.

Die Indogermanen. Von Prof. Dr. O. Schrader. 160 S. mit zahlr. Abbildungen auf Tafeln. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Mit Freude ist es zu begrüßen, daß sich O. Schrader entschlossen hat, eine knappe und durchaus gemeinverständlich gehaltene Zusammenfassung des von ihm für richtig Gehaltenen zu liefern. Wir erfahren alles Wissenswerte über das indogermanische Urvolk, dessen Stämme, Wirtschaftsform, Siedlungsweise, Handel und Gewerbe, Nahrung (nebst Trank), Familien- und Sippenverfassung, Blutrache, Religion, Heimat usw. Dabei kommen so ausschlaggebende Dinge zur Sprache, wie die Geltung von Vater- und Mutterrecht einschließlich der Stellung der Frau, das Verhältnis von Viehzüchter- und Ackerbauertum, die Beziehungen von Geisterverehrung und Götterglauben usw." Neue Jahrbücher.

Altorientalische Kultur im Bilde. Von Dr. J. Hunger und Dr. H. Lamer. 96 Taf. u. 64 S. Text. In Origb. M. 1.25

Der alte Orient, dessen Erforschung man sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr zugewandt und der uns eine ganz neue Welt erschlossen hat, ersteht hier in seinen wichtigsten Kulturdenkmälern vor den Augen des Lesers. Das religiöse, staatliche und bürgerliche Leben der Ägypter und Babylonier, der kleinasiatischen Völker, der Phoeniker und Perser wird im Bilde vorgeführt: die Götter und Dämonen, die heiligen Tiere und Göttersymbole, Tempel: Priester und Kultur, dann die Herrscher und ihre Paläste, ihre Krieger und Jagden, Beamte und Staatsverwaltung, endlich Haus und Hof, Haus- und Toilettegeräte, Spiel und Vergnügen, Handel und Wandel, Ackerbau und Handwerk, Tod und Grab.

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 156 Seiten. Gebunden Mark 1.25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden." C. N. Norddtsche. Allg. Ztg.

Schmuckkette aus Zähnen.

Aus Schrader.

Die ägäische Kultur. Von Prof. Dr. R. von Lichtenberg. 160 Seiten mit zahlr. Abbildungen. In Originalband Mark 1.25

„Die neuen Funde auf Korfu haben wieder die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf jene eigentümlich altgriechische Kultur gelenkt, die uns bisher die großartigen Ausgrabungen Schliemanns, Dörpfelds u. a. in Troja, Mykenä, auf Kreta und auch sonst im Mittelmeergebiet erschlossen, und die uns ein Bild geben von der Homerischen Welt. Wohl haben wir eingehende Darstellungen der einzelnen Ausgrabungsstätten und wissenschaftliche Beschreibungen der hervorragendsten Funde. Aber uns fehlt eine für den Laien bestimmte, gemeinverständliche Übersicht über die gesamte Kultur Alt-Griechenlands, die wir heute bereits bis ins dritte vorchristliche Jahrtausend zurückverfolgen können. In diese Lücke will das vorliegende, trefflich illustrierte Bändchen treten." Reichsanzeiger.

Goldring von Mykenä. Aus Lichtenberg.

Griechische Kultur im Bilde. Von Dr. Hans Lamer. 96 Tafeln u. 64 Seiten Text. In Originalleinenband Mark 1.25

„Man weiß nicht, soll man mehr die Reichhaltigkeit und Schönheit der Abbildungen sowie ihre treffliche Auswahl rühmend hervorheben oder die Geschicklichkeit des Verfassers, auf so knappem Raum in den Erläuterungen so reiches Material in übersichtlicher Ordnung zu bieten und ein so anschauliches Bild vom Kulturleben der Griechen zu entwerfen. . . . In sehr anregenden Einzelartikeln führt uns der gelehrte Verfasser in allen Seiten des griechischen Kulturlebens ein und zeigt uns, wie viele Fäden die Gegenwart mit dem Griechentum verbinden. Besonders lehrreich sind die Blicke ins Privatleben und die technischen Errungenschaften der Griechen." Augsburger Postzeitung.

Griechische Gliederpuppe. Aus Lamer, Griechische Kultur.

Vom Griechentum zum Christentum. Von Professor Dr. A. Bauer. 160 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das sehr anregende und lesenswerte Büchlein beginnt mit einigen handgreiflichen Beispielen des Fortlebens antiker Kultur in der Gegenwart, die den Laien auf die tieferen geschichtlichen Zusammenhänge vorbereiten, und bezeichnet man den Hellenismus als die Epoche der griechischen Geschichte, die auf den modernen Staat und auf das Christentum den stärksten Einfluß ausgeübt hat. Das gedankenreiche Buch wird auch dem Forscher von Wert sein, und man lernt aus ihm auch, wo man die Urteile nicht unterschreibt oder wo man anders nuanciert." Theol. Literaturzeitung.

Relief vom Grabmal des Engros-Brotlieferanten Eurysares.
Ablieferung des Brotes an Beamte (Ausschnitt). Aus Lamer.

Römische Kultur im Bilde. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Oberlehrer Dr. H. Lamer. 175 Abbildungen auf 96 Tafeln und 64 Seiten Text. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Dieser in der ausgezeichneten Sammlung erschienene Band verdient warme Empfehlung. Es ist ein ganz vorzügliches Mittel, Kulturgeschichte zu treiben, auf diese Weise durch eine Fülle von Bildern des gesamten Lebens zur Anschauung zu bringen und dann nur das Nötigste im Worte hinzuzufügen. Hier sind Abbildungen gegeben, in denen Religion und Kultus, Theater, Zirkus, das ganze öffentliche Leben mit den öffentlichen Gebäuden, die Privatarchitektur, Kunst und Kunstgewerbe, Privatleben, Handel und Gewerbe, Bestattung — kurz das ganze Leben vor uns vorüberzieht. Die Wahl der Bilder zeugt für eine genaue Kenntnis." Der Türmer.

Zur Kulturgeschichte Roms. Von Professor Dr. Th. Birt. **2.** verbesserte u. vermehrte **Auflage.** 163 S. In Origllbd. M. 1.25

„Birt ist nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein glänzender Schriftsteller. Farbenprächtige, lebensdurchpulste Bilder zaubert er vor unser geistiges Auge. Wir durchwandern mit ihm die Straßen des alten Roms, bewundern die privaten und öffentlichen Bauten und beobachten im Gewühl die vorbeiflutende Menge." Vossische Zeitung.

Das alte Rom. Sein Werden, Blühen und Vergehen. Von Professor Dr. E. Diehl. 126 S. Mit zahlreichen Abbildungen und 4 Karten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Rom, sein Werden, Blühen und Vergehen von den ersten Anfängen bis zum Ende des weströmischen Reiches lernen wir hier kennen an Hand einer klaren Darstellung, unterstützt von Bildern und Karten. . . . Nicht nur dem Italienreisenden, sondern jedem, der sich mit römischer Geschichte befaßt oder kunstgeschichtliche Studien treiben will, wird das Büchlein von Wert sein." Der Architekt.

Cäsar. Von Hauptmann Georg Veith. 190 Seiten. Mit einem Porträt und Kartenskizzen. In Originalleinenband Mark 1.25

Die Geschichte des Mannes, der wie kein Zweiter die Schicksale einer Kulturwelt in neue und bleibende Bahnen gelenkt hat, gehört zu den fesselndsten Kapiteln der Weltgeschichte. Ihm ist dieses Bändchen gewidmet. Cäsars Aufstieg, sein Wirken auf der Höhe seiner Macht und seinen Sturz, dieses Heldentum und seine Tragik läßt Verfasser an uns vorüberziehen.

Westdeutschland zur Römerzeit. Von Prof. Dr. Dragendorff. Zirka 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

Die Zeit der römischen Okkupetion war für Deutschlands kulturelle Entwicklung von unermeßlicher Bedeutung. Die Bedingungen klarzulegen, unter denen sich durch die Mischung des einheimischen und römischen Elements eine provinziale Kultur entwickelt und die Verschiedenheit zu erklären, die zwischen dem inneren Germanien und den Provinzen an der römischen Militärgrenze entstanden, bildet eine Hauptaufgabe dieses Bändchens. Es schildert, wie sich unter römischer Einwirkung städtisches Leben, Handel und Verkehr, Kunst und Handwerk entwickelte und was aus dieser Zeit an Keimen nach Deutschland getragen wurde, um hier sich weiter zu entwickeln. Andererseits wird mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, wie überall auch das einheimische Element zur Geltung kam und diese Zeit somit nicht nur ein Stück auf deutschem Boden verpflanzte römische Geschichte sondern zugleich deutsche Kulturgeschichte ist.

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. H. Fischer. 143 S. In Originalleinenband M. 1.25

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, welche verschiedene Umfragen dabei zu berücksichtigen sind, der greife zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann. Fischer hat Recht, wenn er in dem Vorwort betont, daß es eine andere Darstellung des ganzen Gegenstandes zurzeit nicht gibt."

Prof. Dr. Lauffer. Frankfurter Zeitung.

100. Band **Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde.** 100. Band

Von Privatdozent Dr. Paul Herre. 112 schwarze und eine farbige Kunstdrucktafel mit über 200 Abbildungen und 64 Seiten Text. In Originalleinenband Mark 2.50

1000 Jahre deutscher Kulturentwicklung ziehen in diesem neuesten Bilderatlas — das 100. Bändchen der Sammlung — in Bild und Wort an uns vorüber. Jede Seite mittelalterlicher Kultur wird in mindestens einem Beleg vorgeführt. Der Betrachter durchwandert an Hand der Abbildungen und des erläuternden Textes die Gebiete des Staatslebens, des Kriegs- und Verkehrswesens, der Kunst in all ihren Verzweigungen, des Erziehungs- und Bildungswesens, der Wissenschaften und Technik. Er läßt das Leben und Treiben der einzelnen Stände an sich vorüberziehen: die Geistlichkeit in ihrem priesterlichen Wirken und ihrem klösterlichen Dasein, den Adel in seiner ritterlichen Betätigung, das Bürgertum der deutschen Städte in seinem gewerblichen und kommerziellen Schaffen; den Bauernstand in seiner dörflichen Umgebung und seiner agrarischen Tätigkeit; und schließlich auch die fahrenden Leute mit ihrem ungeregelten Leben auf der Landstraße und dem Jahrmarkt. Kurz, ein überreiches Leben staatlicher, wirtschaftlicher und geistiger Betätigung unserer Vorfahren.

Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 183 Seiten. In Origllbd. M. 1.25

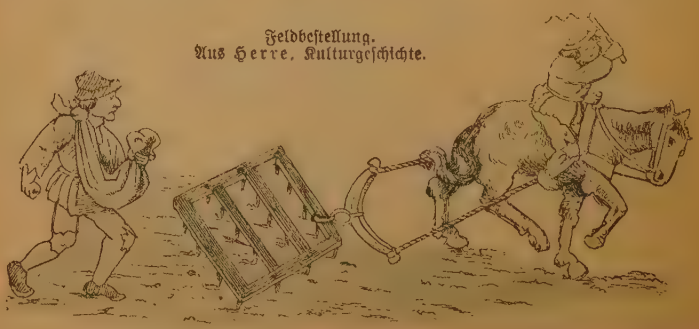
„In diesem übersichtlichen Rahmen bietet der aus dem Vollen schöpfende Verfasser eine sorgfältige Auswahl der charakteristischsten Einzelheiten aus der Entwicklungsgeschichte unseres Volkes, lebendig schildernd und zu tiefergehendem Studium verlockend ... Aus der ganzen Darstellung leuchtet die Freude des Verfassers an dem unaufhaltsamen Fortschreiten edler Menschlichkeit hervor. Es kann daher jedem Freunde der deutschen Geschichte als zuverlässiger Berater empfohlen werden." Wissenschaftl. Rundschau.

Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 162 Seiten. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Vielleicht noch mehr wie bei der vor kurzem erschienenen Kulturgeschichte des Mittelalters muß man bewundern, welche Fülle von Stoff der Verfasser, der als Autorität auf dem Gebiete der Kulturgeschichte anerkannt ist, hier auf engem Raume gemeistert hat. Die weitausschauende und tiefgreifende Darstellung, die überraschend viel Neues bringt, zeigt uns, wie der Deutsche zu einem modernen Kulturmenschen geworden ist."
Berliner Neueste Nachrichten.

Die deutsche Revolution (1848). Von Professor Dr. E. Brandenburg. 143 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die vorliegende, bei aller Knappheit überaus instruktive Darstellung bietet ein eindrucksvolles Bild jener gewaltigen Volksbewegung, deren Ursprung sich aus den Ideen der großen französischen Revolution und aus dem Geistesleben des vormärzlichen Deutschland erklärt und deren Verlauf und Scheitern sowohl im Reiche als in den Einzelstaaten zu den wichtigsten Episoden der deutschen Geschichte gehört. Das letzte Kapitel über die Bedeutung der Revolution für die wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Fragen deckt die Verbindungslinie der achtundvierziger Zeit mit der Gegenwart auf. Möge das Büchlein zahlreiche Leser finden, deren Bestreben dahin geht, die Grundlagen ihres historischen und politischen Verständnisses zu verstärken." National-Zeitung.



Feldbestellung.
Aus Herre, Kulturgeschichte.

Seehelden und Admirale. Von Vize-Admiral H. Kirchhoff. 136 S. mit 6 Tafeln. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dies Bändchen verfolgt in der glücklichsten Weise einen doppelten Zweck. Es erzählt uns die höchst spannenden und abenteuerreichen Lebensschicksale großer Männer, Schilderungen von hohem, biographischem Reize, und gibt in seiner Gesamtheit zugleich eine Entwicklungsgeschichte der Flotte von den Trieren der Griechen bis zu den Panzerschiffen der Gegenwart."

Berliner Tageblatt.

Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Von Priv.-Doz. Dr. P. Herre. 180 Seiten. In Originalleinenband M. 1.25

„Aus diesem Überblick wird klar, daß der Verfasser den Anforderungen einer übersichtlichen Anordnung des Stoffes und einer gleichmäßigen Berücksichtigung der wesentlichen Entwicklungsmomente vollauf gerecht geworden ist. In letzterer Hinsicht hat er neben der politischen überall auch die kommerzielle Entwicklung geschildert, wie er auch die Rassne- und Kulturprobleme ins rechte Licht zu setzen verstanden hat."

Deutsche Lit raturzeitung.

Die Kultur der Araber. Von Prof. Dr. J. Hell. 154 S. Mit 2 Tafeln und zahlr. Abb. In Originalleinenband M. 1.25

„Diese kurz und straff zusammengefaßte Darstellung, die trotzdem anschaulich und lebendig zu schildern weiß, darf mit großer Freude willkommen geheißen werden. . . . So lohnt es sich in der Tat, sich hier in die Vergangenheit zu versetzen, und der Verfasser hat es trefflich verstanden, uns durch Wort und Bild immer neue Seiten der Kultur zu erschließen. Z. K. Hamburg. Nachricht.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. Reckendorf. 138 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

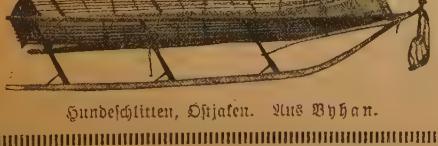
„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritt mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein."

R. Geyer, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Bd. 21.

Die Polarvölker. Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvorstand am Museum für Völkerkunde, Hamburg. 148 Seiten mit ca. 200 Abbildungen, 2 Karten. In Originalleinenband Mark 1.25

„In instruktiver und verhältnismäßig reichhaltiger Darstellung führt der Verfasser die Völker des hohen Nordens in ihrer materiellen und geistigen Kultur vor. . . . Die Tafeln enthalten etwa 200 gut ausgewählte Abbildungen nach den besten Vorlagen. . . . Solche allgemeinverständlich und lesbar gehaltenen und die doch wissenschaftliche Verläßlichkeit wahrenden Schriften wie diese können der Völkerkunde nur nützlich sein."

Globus. Bd. 96.



Hundeschlitten, Ostjaken. Aus Byhan.

Hundeanspannung, Ainu.

BÜRGERKUNDE VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE

Politik. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. **2. Aufl.** 170 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„In großen Zügen, stets die historischen Zusammenhänge herausarbeitend, gibt es die Grundlinien einer wissenschaftlichen Politik, und in fesselnder Weise ziehen am Leser die Grundprobleme der für jede politische Bildung unentbehrlichen Staatslehre vorüber .... Alle unsere Zeit bewegenden politischen Ideen kommen zur Sprache."
Commeniusblätter für Volkserziehung. 16. Jahrgang.

Einführung in die Rechtswissenschaft. Von Professor Dr. G. Radbruch. 135 Seiten mit 2 Portr. In Originallbd. M. 1.25

„In einer Zeit, in der man mit Recht bürgerkundliche Kenntnisse zu einem wesentlichen Bestandteil unserer allgemeinen Bildung zählt, ist uns eine Einführung in die Rechtswissenschaft besonders willkommen .... Es würde zu weit führen, hier eingehend die Fülle der in diesem Buche enthaltenen Probleme aufzuzählen. Wir können nur wünschen, daß es von vielen gelesen wird."
Deutsche Beamtenzeitung. 33. Jahrgang.

Unsere Gerichte und ihre Reform. Von Prof. Dr. W. Kisch. 171 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein prächtiges Büchlein, das Wesen und Aufgabe unserer Gerichte gemeinverständlich darstellt und zu den Reformfragen in so trefflicher, überzeugender und sachlicher Weise Stellung nimmt, daß ich es im Interesse des Ansehens und deren Organe gerne jedem Deutschen in die Hand geben möchte."
Das Recht.

Die deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Professor Dr. Ph. Zorn. 126 Seiten. In Originalband Mark 1.25

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher, klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt .... Als willkommene Beigabe ist dem sehr zu empfehlenden, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten und preiswerten Schriftchen ein kurzer Überblick über die Literatur des Reichsstaatsrechts angegliedert."
Literarisches Zentralblatt.

Unsere Kolonien. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. H. Schnee, Ministerialdirektor im Kolonialamt. 196 S. In Orgllbd. M. 1.25

„Der Leser findet hier vor allem das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt Wesentliche, auf amtliches Material gegründete Angaben über den gegenwärtigen Stand der Besiedelung und der Plantagenwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und der Eingeborenenproduktion, des Eisenbahnbaues, der Finanzen und der Verwaltungsorganisation unserer Schutzgebiete."
Deutsches Kolonialblatt. 19. Jahrgang.

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. O. Spann. 140 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die kleine Schrift scheint mir zu den wertvollsten Veröffentlichungen der ja im übrigen rühmlich bekannten Sammlung zu gehören. Ihre Hauptbedeutung liegt in der Anwendung der dogmengeschichtlichen Methode, die ähnlich in philosophischen Werken schon immer gewählt worden ist, auf die national-ökonomische Wissenschaft .... diese Methode hat den Vorteil, den Lernenden nicht auf einen Standpunkt einzuschwören, das Verständnis für die relative Berechtigung der einzelnen Theorien in ihm lebendig zu machen und ihn damit zugleich anzuleiten: immer wieder von der Wirklichkeit und ihren Problemen selber auszugehen, die immerwährende Rückkehr zu den Tatsachen als den wahren Weg der Forschung zu erkennen. Ich empfehle das Büchlein sehr zur Anschaffung." Akademische Blätter. 26. Jahrg.

Volkswirtschaft und Staat. Von Prof. Dr. C. Kindermann. 128 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit Recht weist der Verfasser im Vorwort auf die Wichtigkeit des Verständnisses der Wechselwirkung zwischen Staat und Volkswirtschaft für unsere Allgemeinbildung hin. Sein Büchlein will vor allem über die verschiedene Stellung der Volkswirtschaft zum Staat im Laufe der Jahrhunderte orientieren. In seiner allgemeinverständlichen klaren Darstellung gibt es einen Einblick in die Mitarbeit der Volkswirtschaft an staatlichen Zielen, vor allem im Etatswesen und in die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit, und zwar seine direkte durch Eigenproduktion und seine indirekte durch allgemeines Ordnen und Pflegen und durch besondere Förderung einzelner Stände." Deutsche Literaturzeitung.

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Professor Dr. A. Weber. 148 Seiten. In Originalband Mark 1.25

„Eine interessante Einführung in die sozialen Probleme der Großstadt, deren Studium weiteren Kreisen nur empfohlen werden kann. In leicht lesbarer Form legt der Autor die kulturelle und soziale Bedeutung der modernen Großstadt dar und führt uns nach Betrachtung des Familienlebens, dessen sittlichen Wert er ins rechte Licht rückt, in die eigentlichen sozialen Probleme ein, in die Wohnungsfrage, das Verkehrsproblem, die Arbeitslosigkeit, die Armut und Armenfürsorge und endlich in die Volksbildung und Volksgeselligkeit." Volkswirtschaftliche Blätter.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. J. Wernicke. 122 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„In einem kleinen handlichen Bändchen ... führt uns der sachverständige Verfasser in fast alle Fragen des Mittelstandes ein, die in den politischen und wirtschaftlichen Tageskämpfen zur Debatte stehen. Theorie und Praxis kommen da gleichmäßig zu ihrem Rechte. Wer sich über Lage und Statistik des Mittelstandes, seine Forderungen, seine Zukunftsaussichten, seine Entwicklung zum neuen Mittelstand und zahlreiche andere wichtige Probleme unterrichten will, dem gibt dieses praktische Büchlein erwünschten Aufschluß ..." Whsn. Die Hilfe.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Von Helene Lange. 141 Seiten. Gebunden Mark 1.25

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, über die man so leicht, je nach zufälligen Erfahrungen, hier zustimmend, dort verdammend, urteilt, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß eine die andere voraussetzt, eine mit der anderen in den gleichen letzten Ursachen zusammenfließt . . ., der greife zu diesem inhaltsreichen, trefflich geschriebenen Buche." Elisabeth Gnauck-Kühne. Soziale Kultur.

Soziale Säuglings- und Jugendfürsorge. Von Privat-Dozent Dr. A. Uffenheimer. 172 S. In Originalband M. 1.25

„Es ist unmöglich, den außerordentlich reichen Inhalt des vorliegenden Bändchens auch nur ganz kurz anzugeben. Immer wieder mußte ich beim Lesen die Geschicklichkeit des Verfassers bewundern, das so große Material dieser Fragen auf so engem Raum unterzubringen und dabei in einer Form und Übersichtlichkeit, wie ich sie selten so klar im Aufbau und populär in der Darstellung antraf. Voraussetzung für das Gelingen eines solchen Leitfadens ist die gründliche Beherrschung des ganzen Gebietes, nicht nur der Literatur, sondern auch der Praxis; und diese Erfahrungen und Kenntnisse stehen dem bekannten Verfasser in umfassender Weise zur Verfügung. Das Buch kann aufs angelegentlichste empfohlen werden."

Dr. Neter. Der Arzt als Erzieher.

ZOOLOGIE UND BOTANIK

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen. Von Prof. Dr. F. Dahl. 160 S. mit zahlr. Abbild. In Originallbd. M. 1.25

„In keinem der bis heute erschienenen Bücher war in hinreichender Weise hervorgehoben, auf welche Punkte es bei einer guten Beobachtung in erster Linie ankommt. Das vorliegende Büchlein zeigt uns nun, wie man zoologisch beobachten muß und wie man seine Beobachtungen unter allgemeine Gesichtspunkte bringen und gleichsam in ein System einreihen kann. . . . Zur Beobachtung aller dieser Erscheinungen gibt uns der Verfasser eine treffliche Anleitung und erklärt alles durch zahlreiche gediegene Beispiele.

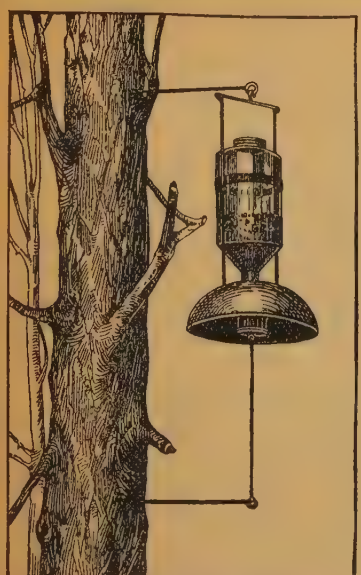
Österr. Forst- und Jagdzeitung. 29. Jahrg.

Der Tierkörper. Seine Form u. sein Bau unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen. Von Privatdoz. Dr. Eugen Neresheimer. 140 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Originallbd. M. 1.25

„Der Verfasser gibt nicht etwa eine trockene systematische Aufzählung und Beschreibung der verschiedenen Tierformen, sondern sein Streben geht dahin, diese seinen Lesern aus ihrer Entwicklungs- und Lebensgeschichte zu erklären, zu zeigen, welchen Einfluß die umgebende Welt auf deren Bau ausgeübt und welche Beziehungen sich daraus zwischen Tier zu Tier, zu den Pflanzen und der übrigen lebenden und nicht belebten Natur ergeben müssen."

Aus der Heimat.

Die Säugetiere Deutschlands. Von Priv.-Doz. Dr. Hennings. 174 Seiten mit zahlreichen Abbildungen u. 1 Taf. In Originalleinenband Mark 1.25



Futterglocke. Aus Zimmer.

„Diese Eigenschaften zu würdigen, scheint uns der Verfasser des vorliegenden Büchleins besonders berufen zu sein, denn er vereint die ganz gediegenen Kenntnisse des Zoologen mit dem liebevollen Blicke des Naturfreundes, der ein rein ideelles Interesse hat an der Erhaltung unserer Tierwelt. Er unterläßt es aber daneben nicht, stets auch deren wirtschaftliche Bedeutung voll zu würdigen. So sind die in unserem Bändchen gegebenen Schilderungen nicht etwa trockene zoologische Beschreibungen, sondern aus dem vollen Leben geschöpfte Naturbilder, die in gleicher Weise den Forscher wie Laien, den Jäger wie den Naturfreund fesseln werden." Forst- und Jagdzeitung.

Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt. Von Privatdozent Dr. Zimmer. Mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein hübsches Buch, um mit der Natur umgehen zu lernen! Verfasser gibt die Hilfsmittel an, und zwar die Literatur und die event. Instrumente, die notwendig sind, gibt Ratschläge für Exkursionen und schildert dann das Vogelleben im Kreislaufe des Jahres. Es folgen dann Auseinandersetzungen über Mittel, die das Beobachten erleichtern, über Sammlungen, und die beiden letzten Kapitel behandeln die Frage „Was kann man am Vogel beobachten?" und „Vogelbeobachtungen im Auslande". Naturwissenschaftl. Wochenschrift.

„Das ist wieder einmal eines jener Bücher, wie sie uns not tun, die unendlich viel wertvoller sind als langatmige und langweilige Abschriften von Etiketten verstaubter Museumsbälge."
Mitt. über die Vogelwelt. 11. Jahrg. 1. Heft.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Hofrat Prof. Dr. L. v. Graff. 136 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden." Prof. Dr. Hesse. Monatshefte f. d. nat. Unterr.

Tier- und Pflanzenleben des Meeres. Von Prof. Dr. A. Nathanson. 134 Seiten mit einer farbigen und zwei schwarzen Tafeln sowie zahlr. Abbildungen. In Originalleinenband M. 1.25

Badeschwamm. Aus Nathanson.

„Ein sehr guter und zuverlässiger Überblick über das Leben des Meeres. Verfasser bespricht zunächst die Verteilung der Organismen im Meere und die Entdeckung der Tiefseefauna; sodann geht er auf die Methodik ein, wie eine Kenntnis dieser Organismen zu gewinnen ist. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit dem Bau und den Anpassungen der Meerespflanzen, mit den Lebensbedingungen und der Lebensweise der schwebenden Meeresflora, mit der Organisation der Meerestiere und ihrer Lebensweise und endlich ein Schlußkapitel mit der Entwicklung und den Wanderungen der Seetiere." Naturwissenschaftliche Wochenschrift. 1911.

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. F. Rosen. 161 S. mit zahlr. Abb. In Origllbd. M. 1.25

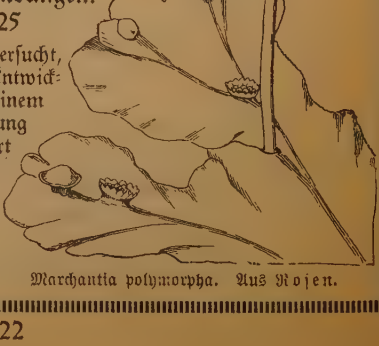
„Dieses Buch begnügt sich nicht damit, dem Leser eine Reihe von Winken und Rezepten zur Beobachtung der einzelnen Pflanzen oder Pflanzenfamilien zu geben, sondern es stellt sich das schöne Ziel, den Naturfreund die Pflanzen verstehen zu lehren in ihrem Kampf ums Dasein und ihrer Stellung im Ganzen der belebten Natur. Die Darstellung ist stets vom biologischen Gesichtspunkt beherrscht." Kosmos.

„Ein kleines Buch mit reichem Inhalt! . . . Wer nicht Zeit und Neigung hat, größere Werke durchzuarbeiten und doch orientiert sein möchte auf dem Gebiete des Entwicklungsganges der Pflanzenwelt, dem sei dieses mit einer ganzen Reihe instruktiver Zeichnungen versehene Bändchen bestens empfohlen." Pädagogische Reform. Nr. 19. 34. Jahrg.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche. Von Professor Dr. Giesenhagen. 136 Seiten mit zahlr. Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser hat es mit Erfolg versucht, ein tieferes Verständnis für das Entwicklungsproblem im Pflanzenreiche in seinem Zusammenhang mit der Befruchtung und Vererbung zu wecken .... Die Art der Darstellung wird das mit guten Abbildungen versehene Buch jedem für Naturwissenschaft Interessierten zu einer angenehmen Lektüre machen."

Fühlings Landwirtschaftliche Zeitung.



Marchantia polymorpha. Aus Rosen.

Pflanzengeographie. Von Prof. Dr. P. Graebner. 160 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einer wahren Kunstfertigkeit sind hier auf dem so engbegrenzten Raum die Pflanzengeographie und die ihr innigst verknüpfte Formationsbiologie untergebracht worden. Jetzt ist jedem Menschen hinreichend Gelegenheit gegeben, sich in Kürze über das in Rede stehende Gebiet zu orientieren."

Globus. Bd. 27.

Phanerogamen (Blütenpflanzen). Von Professor Dr. E. Gilg und Dr. Muschler. 172 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Orignallbd. M. 1.25

„Wer dies 172 Seiten starke Bändchen gelesen, wird den beiden Verfassern volle Anerkennung zollen müssen, daß sie es verstanden, auf so beschränktem Raume das gewaltige Gebiet der Phanerogamen so übersichtlich und erschöpfend zu behandeln. Auf eine kurze Einleitung über die wesentlichsten Gesichtspunkte der modernen Pflanzenkunde, die Geschlechtsverhältnisse, Befruchtung, Frucht und Samenbildung bei den Blütenpflanzen folgt die Schilderung der bedeutendsten Familien des Pflanzenreiches nicht nur der einheimischen Flora, sondern aus allen Gebieten der Erde, soweit es sich um Nutz- oder Arzneigewächse handelt . . . Da auch die Zierpflanzen berücksichtigt sind, eignet sich das Werkchen insbesondere auch für Gärtner und Blumenliebhaber jeder Art."

Deutsche Gärtner-Zeitung. 7. Jahrgang.

Epiphitische Orchidee an einem Baumast. Aus Graebner.

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen). Prof. Dr. Möbius. 168 S. mit zahlr. Abb. Gebunden M. 1.25

„Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser in anerkennungswerter Weise unterzogen. Was er auf den 168 Seiten des Buches bietet, gibt nicht nur einen guten Überblick über das ausgedehnte Gebiet der Kryptogamenkunde, sondern ermöglicht dem Laien auch, sich in einem kleineren Gebiet die ersten Kenntnisse anzueignen, auf Grund deren er dann mit Hilfe von ausführlicheren Lehrbüchern sich weiter einarbeiten kann." G. Lindau. Deutsche Literaturztg.

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben. Von Prof. Dr. H. Miehe. 146 S. m. zahlr. Abb. In Origbd. M. 1.25

„Es ist daher dem Buche Verbreitung zu wünschen, namentlich ist es Landwirten, ferner den Nahrungsmittelgewerbetreibenden, Hausfrauen und Müttern, sowie Lehrern sehr zu empfehlen; auch dürfte es sich als Unterlage zu Vorträgen in Fortbildungs- und ähnlichen Schulen vortrefflich eignen. Die Zeichnungen sind klar und deutlich, und trotz der guten Ausstattung ist der Preis billig."

Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Städt. Garteninspektor Paul Dannenberg. **2. Auflage.** 171 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und 1 Tafel. In Originalleinenband M. 1.25

„Nicht der Naturwissenschaftler, sondern der praktische Gärtner ergreift das Wort und lehrt uns seine Kunstgriffe und Handfertigkeiten. Aber der Verfasser ist auch der ästhetisch gebildete Züchter, dem es nicht auf die Erzielung botanisch merkwürdiger oder seltener Zuchterfolge ankommt, sondern der immer wieder betont, daß die Blumenpflege ein Stück Kultur unserer Wohnung im Innern wie nach außen darstelle. Das Buch sei jedem Blumenliebhaber gelegentlichst empfohlen." Pädagog. Reform.

„Dies Büchlein möchte man in der Hand jeder Familie wissen. Wer es durchgelesen, gewinnt Lust und Liebe zur Blumenpflege, denn er sagt sich, nun weiß ich, wie ichs anzufangen habe." Illustrierte Flora. Nr. 1. 33. Jahrg.

Unser Garten. Von Garteninspektor Fritz Zahn. Mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„In einer Zeit, in der die Gartenstadtbewegung immer mehr an Boden gewinnt, in der man immer mehr dazu übergeht, den Wohnhäusern auch kleine Gärtchen beizugeben, wird dies hübsche Büchlein eines erfahrenen Praktikers dankbare Aufnahme finden. Man merkt es an der Darstellung, daß sie aus dem praktischen Leben entstand. Sie gibt allen Gartenbesitzern und solchen, die es werden wollen, gerade das, was sie über die Anlage, Unterhaltung und Pflege des Gartens wissen müssen, um sich ein behagliches Gartenheim zu schaffen .... Besonders sei noch hingewiesen, daß der Verfasser stets auch auf jene Rücksicht nimmt, die nur beschränkte Mittel für ihr Gärtchen zur Verfügung haben. So wird das Buch reichen Segen stiften."
Zeitschrift für Obst- und Gartenbau. 37. Jahrgang.

„Das vorliegende Büchlein ist eine erfreuliche, wertvolle Gabe: keinerlei Wortgeklingel, dafür aber überall praktische Erfahrung, Geschmack, Urteil, klare Ratschläge, Belehrung und Anleitung. Alles darin gesagte beruht auf gesunder Grundlage, wurzelt in der Praxis und ist getragen von echter, warmer Liebe zum Garten, zur Kunst und zur Natur. Der Verfasser tritt frei für seine Überzeugung ein, hütet sich dennoch vor Einseitigkeit." Die Dorfkirche. 1910/11.

Vermehrungskästen für das Zimmerfenster.
Aus Dannenberg.

ANTHROPOLOGIE / HYGIENE

Lebensfragen. Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. F. B. Ahrens. 159 Seiten mit Abbild. Gebunden M. 1.25

„Wissenschaftlich und populär zugleich zu schreiben ist eine Kunst, die nicht vielen gegeben ist. Ahrens hat sich als ein Meister auf diesem Gebiete erwiesen. Auch die vorliegende Schrift zeigt die vielen Vorzüge seiner klaren Darstellung und pädagogischen Umsicht. Ohne besondere Kenntnisse vorauszusetzen, behandelt er die chemischen Erscheinungen des Stoffwechsels und beschreibt die Eigenschaften, Bildung und Darstellung unserer Nahrungs- und Genußmittel. Das Buch kann aufs beste empfohlen werden." Chemiker-Zeitg.

Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 160 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein solcher treuer Ratgeber ist das vorliegende Büchlein. In meisterhaft klarer Darstellung, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, gibt es seinen Lesern zunächst einen tiefen Einblick in den Aufbau und die Leistungen des menschlichen Körpers. . . . Nachdem wir auf diese Weise den menschlichen Organismus kennen gelernt haben, werden wir in einem weiteren Kapitel in die Krankheitsursachen und ihre Verhütung eingeführt, wobei besonders die allgemeine Hygiene der Lebensweise erörtert wird. . . . All diese Ausführungen aber sind für unser Wohl von grundlegender Bedeutung, daß wir das Büchlein in jedem Hause wissen möchten." Natur und Kultur.

Leib und Seele. Von Professor Dr. H. Boruttau. 128 S. mit zahlreichen Abbildungen. Vgl. S. 6.

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens. Von Prof. Dr. P. Schuster. 137 S. mit zahlr. Abb. In Orig.-B. M. 1.25

„Das vorliegende Büchlein enthält sechs ausgezeichnete klare Vorträge. . . . Es behandelt nach einem Überblick über den Bau und die Funktionen des Nervensystems die Schädlichkeiten, die dasselbe treffen können, ferner die Wirkung der Gifte, insbesondere des Tabaks, des Alkohols und des Morphiums, die Bedeutung der Anfälle für das Nervensystem, die Einwirkung geistiger Vorgänge auf körperliche Funktionen und schließlich die Folgen der geistigen Überanstrengung." Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen. Von Privatdoz. Dr. med. et phil. E. Mangold. 155 S. m. zahlr. Abb. In Orig.-B. M. 1.25

„Die Anatomie und Physiologie der einzelnen Organe, die wichtigsten Theorien über die Wirkung der Reize auf die peripherischen Teile und über die Umsetzung dieser Reize in Empfindungen in den zentralen Sinnesorganen werden in ausgezeichnet übersichtlicher und klarer Weise vorgeführt. Möge das Buch, das ein weiterer glänzender Beweis ist für den Wert der Sammlung, recht viele Leser finden, ihre Mühe wird reichlich belohnt werden."
Konrad Höller. Pädagog. Reform. 33. Jahrgang.

Die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung. Von Prof. Dr. W. Rosenthal. 168 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Da die Beteiligung im Kampfe gegen die Volksseuchen Pflicht eines jeden ist, so darf man ein populäres Werk wie das vorliegende, welches in allgemeinverständlicher, sachkundiger und eindringlicher Form „die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung" behandelt, mit Freude begrüßen und mit Recht empfehlen. Es wird auch dem Sachverständigen ein schneller Überblick gewährt, welcher ihm die abgeschlossenen Ergebnisse der Forschung gedrängter vor Augen führt, als dies das Durcharbeiten rein wissenschaftlicher Werke ermöglicht."

Zeitschrift f. physikalische und diätetische Therapie. 13. Band.

Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens. Von Professor Dr. C. Posner. 121 Seiten mit Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser geht in sehr geschickter Weise den richtigen Mittelweg zwischen „zu gelehrt" und „zu populär". Die Ausführungen sind klar und präzis, so daß der Arzt den kleinen Band gebildeten Laien warm empfehlen und auch selbst Rat daraus schöpfen kann, wie er mit seinen Patienten diese heiklen Fragen besprechen soll." Deutsche medizin. Wochenschrift.

Aus dem Inhalt: Bau und Entwicklung der männlichen Geschlechtsorgane, Zeugung und Befruchtung, geschlechtliche Hygiene im Knaben- und Jünglingsalter, geschlechtliche Hygiene in der Ehe, Störungen der Geschlechtstätigkeit, die Geschlechtskrankheiten.

Gesundheitspflege des Weibes. Von Professor Dr. Paul Straßmann. Zirka 160 Seiten. In Originalleinenband M. 1.25

Das Bändchen will in erster Linie ein Führer sein zu einer gesunden, zweckmäßigen Lebensweise. Es will über die großen Gefahren aufklären, die besonders der Frau bei Vernachlässigung und nicht sachgemäßen ärztlichen Behandlung ihres Körpers drohen und will zugleich auch wirken zum Nutzen einer künftigen Generation.

Aus dem Inhalt: Bau und Verrichtungen der besonderen weiblichen Teile. Entwicklung vom Kinde zur Jungfrau. Monatliche Blutung. Zeit der Geschlechtsreife. Ehe. Fruchtbarkeit. Unfruchtbarkeit. Die Schwangerschaft und ihre Störungen. Geburt. Wochenbett. Stillen. Wechseljahre. Frauenleiden.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien. Von Geheimrat Professor Dr. H. Tillmanns. 160 Seiten mit 78 Abbildungen und einer farbigen Tafel. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Buch wie das vorliegende kann der Anerkennung der Ärzte wie der Laien in gleichem Maße sicher sein. Es enthält genau so viel, als ein gebildeter Laie von dem gegenwärtigen Stand der Chirurgie wissen muß und soll, und es kann, wenn die darin enthaltenen Lehren auf fruchtbaren Boden fallen, dem Kranken nur Nutzen stiften." Berliner klinische Wochenschrift.

GEOLOGIE / ASTRONOMIE METEOROLOGIE

Grundfragen der allgemeinen Geologie in kritischer und leichtverständlicher Darstellung. Von Professor Dr. P. Wagner. 140 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„In kurzer gedrängter Form macht Verfasser den Leser mit den wichtigsten Gebieten der Geologie bekannt. Dabei geht der Verfasser auf alle Fragen ein, die für die Gestaltung unserer Erdoberfläche wichtig erscheinen. Ausgehend von der Kant-Laplaceschen Theorie, beschreibt der Verfasser das Erdinnere, die Erdrinde, Magma, Vulkan usw., um schließlich auf die dem Laien bekanntesten Vorgänge wie Verwitterung, Gletschererosion zu erläutern. Ein besonderer Vorzug des kleinen Werkchens liegt darin, daß nach jedem Kapitel ein Verzeichnis der benutzten Literatur aufgeführt ist. Dem Buch kann man nur weite Verbreitung in Laienkreisen wünschen."

Deutsche Bergwerkszeitung. 12. Jahrg.

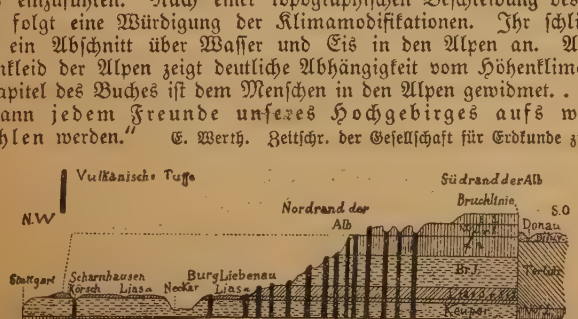
Die vulkanischen Gewalten der Erde und ihre Erscheinungen. Von Geheimrat Prof. Dr. H. Haas. 146 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„In trefflicher Weise und unter Berücksichtigung der neuesten Literatur führt vorliegendes Büchlein den Leser in das Verständnis der vulkanischen Erscheinungen ein. . . . Möge das Büchlein einen recht zahlreichen Leserkreis finden."

K. Sapper. Petermanns Mitteilungen.

Die Alpen. Von Privatdoz. Dr. F. Machaček. 151 S. m. zahlr. Profilen und typischen Landschaftsbildern. In Originallbd. M. 1.25

„Der Verfasser des Werkchens hat es in ausgezeichneter Weise verstanden, auch den Nichtfachmann in die verwickelte Tektonik des Alpengebirges einzuführen. Nach einer topographischen Beschreibung des Alpengebietes folgt eine Würdigung der Klimamodifikationen. Ihr schließt sich sachlich ein Abschnitt über Wasser und Eis in den Alpen an. Auch das Pflanzenkleid der Alpen zeigt deutliche Abhängigkeit vom Höhenklima. Das letzte Kapitel des Buches ist dem Menschen in den Alpen gewidmet. . . . Das Buch kann jedem Freunde unseres Hochgebirges aufs wärmste empfohlen werden." E. Werth. Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.



Schematischer Durchschnitt von Stuttgart bis nach Oberschwaben (NW nach SO) das Vulkangebiet von Drach. Aus Haas.

Die Bodenschätze Deutschlands. Von Prof. Dr. L. Milch. 2 Bände zu je ca. 160 S. mit zahlr. Abbildungen. In Originalleinenband je Mark 1.25

Bei der hervorragenden Bedeutung der Bodenschätze Deutschlands für dessen wirtschaftliche Kraft, wird der umfassende Stoff in drei selbständigen Bändchen der Sammlung behandelt. Der erste vorliegende schildert von geologischem, technischem und wirtschaftlichem Gesichtspunkte aus die Bildung, das Vorkommen und die Gewinnung der brennbaren Gesteine (des Torfes, der Braun- und Steinkohle und Erdöle) sowie der Salze (Steinsalze und Kalisalze). Den verschiedenen Kohlenrevieren sowie den Kalilagerstädten Deutschlands ist besondere Beachtung geschenkt. Abbildungen und Profile erläutern die Darstellung. Ein zweiter, in Vorbereitung befindlicher Band wird von den Erzen und den Mineralien und sonstigen Gesteinen handeln.

Das Wetter und seine Bedeutung auf das praktische Leben. Von Prof. Dr. C. Kassner. 154 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die kleine Schrift ist in klarfließender Sprache geschrieben, und der Inhalt bietet mehr als der Titel verspricht. Es werden nicht nur Naturgesetze, auf denen sich die Witterungskunde als Wissenschaft aufbaut, sachgemäß durchgenommen, sondern es wird auch gezeigt, wie sich die Wetterkunde als Zweig der Meteorologie historisch entwickelt hat und welchen großen Wert sorgfältige Aufzeichnungen über den Verlauf der Witterung für das öffentliche und private Leben besitzen ... Da man oft noch sehr irrtümlichen Auffassungen über den Wert der Witterungskunde begegnet, so ist dem kleinen inhaltreichen Werke größte Verbreitung zu wünschen."

Naturwissenschaftliche Rundschau. 28. Jahrgang.

Das Reich der Wolken und der Niederschläge. Von Prof. Dr. C. Kassner. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und 6 Tafeln. In Originalleinenband Mark 1.25

„Wie durch Verdunstung Wasserdämpfe in die Atmosphäre gelangen, wie die Luftfeuchtigkeit gemessen wird, wie die Bildung von Nebel und Wolken vor sich geht, davon handelt der erste Teil. Mit der Niederschlagsbildung befaßt sich der zweite. Wir haben es sonach mit einem Buche zu tun, das dem Laien wie dem Fachmann in gleicher Weise Belehrung bringen wird."

Sächsische landwirtschaftliche Zeitschrift.

Himmelskunde. Von Prof. Dr. A. Marcuse. ca. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

Noch viele Rätsel im Universum sind zu lösen. Aber die Astronomie hat doch bereits im Laufe der Jahre tiefgreifende Entdeckungen gemacht und manches Problem aufgehellt. Darüber will das Buch Auskunft geben, das sich durch Vielseitigkeit des Stoffes und fesselnde Darstellung besonders auszeichnet.

Aus dem Inhalt: Geschichte, Entwicklung und Aufgaben der Astronomie. Statistik und Dynamik des Universums. Einzelbeschreibung der Himmelskörper (Sonne, Merkur, Venus, Erde, Mond, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, kleine Planeten, Kometen, Meteore, Sternschnuppen, Tierkreislicht).

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 129 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Deshalb kann man es dankbar begrüßen, wenn auch dem Laien durch ein so klar geschriebenes Büchlein ein Einblick eröffnet wird und in großen Zügen die Grundbegriffe der Elektrotechnik dargelegt werden .... Die sorgfältig gezeichneten Abbildungen beleben die Darstellung."

Elektrotechnische Zeitschrift.

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgenstrahlen. Von Geh. Rat Prof. Dr. Fr. Neesen. 132 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

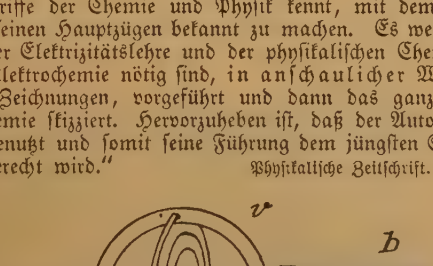
„Ein vortrefflicher Führer ist das vorliegende Büchlein. In vorbildlich klarer Sprache, von leichterem zu schwerem ansteigend, werden nach einem mehr einleitenden Kapitel über die Wellen in vier weiteren Abschnitten die verschiedenen, im Titel des Werkchens angegebenen Strahlenarten behandelt, die hörbaren, sichtbaren, elektrischen Strahlen und die Strahlen ohne Wellen. Wir werden jeweils mit den wichtigsten Erscheinungen und Hypothesen des betreffenden Gebietes bekannt gemacht, sowie in deren Nutzanwendung für die Praxis eingeführt, und wir bekommen so einen Überblick über dieses schwierige, aber wohl auch interessanteste Gebiet der Physik."

Gaea.

Einführung in die Elektrochemie. Von Prof. Dr. W. Bermbach. 144 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Gebunden Mark 1.25

„In diesem ausgezeichneten Werkchen unternimmt es der Autor, jeden, der die Grundbegriffe der Chemie und Physik kennt, mit dem Gebiete der Elektrochemie in seinen Hauptzügen bekannt zu machen. Es werden zunächst die Hauptgesetze der Elektrizitätslehre und der physikalischen Chemie, die zum Verständnis der Elektrochemie nötig sind, in anschaulicher Weise, unterstützt durch gute Zeichnungen, vorgeführt und dann das ganze Gebiet der heutigen Elektrochemie skizziert. Hervorzuheben ist, daß der Autor überall die neueste Literatur benutzt und somit seine Führung dem jüngsten Stande dieses Wissenszweiges gerecht wird."

Physikalische Zeitschrift. 10. Jahrgang.



Frahmscher Kreisel. Aus Neesen: Hörbare Strahlen.

Telegraphie und Telephonie. Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher. 156 S. mit 115 Abb. In Orgllbd. M. 1.25

Dieser Leitfaden will, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, die zum Verständnis und zur Handhabung der wichtigsten technischen Einrichtungen auf dem Gebiete des elektrischen Nachrichtenwesens erforderlichen Kenntnisse vermitteln, insbesondere aber in den Betrieb des Reichstelegraphen- und Telephonwesens einführen.

„Die Ausdrucksweise ist knapp, aber klar; die Ausstattung des Werkes ist gut. Laien werden sich aus dem Buche mühelos einen Überblick über die Einrichtungen des Telegraphen- und Fernsprechbetriebes verschaffen können."

Elektrotechnische Zeitschrift.

Kohle und Eisen. Von Professor Dr. A. Binz. 136 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Notwendigkeit, sich über diese wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren zu orientieren, besteht darum für jeden, dem das Verständnis der treibenden Kräfte in der menschlichen Entwicklung Bildungsbedürfnis ist. Deshalb ist auch das vorliegende, neue Bändchen mit Freude zu begrüßen ..... Es verdient größte Anerkennung, wie dieses enorme Gebiet auf dem zur Verfügung stehenden gedrängten Raume eine immerhin erschöpfende Darstellung gefunden, wobei selbst die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Instruktionen berücksichtigt und somit eines der wichtigsten Kapitel aus der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen behandelt wird."

Deutsche Bergwerkszeitung.

Das Holz. Von Forstmeister H. Kottmeier und Dr. F. Uhlmann. 143 S. mit Abbildungen. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Die beiden Verfasser haben mit diesem Buche ein Werk geschaffen, das das gesamte Wissen über den Holzbau, Holzverwertung, Holzhandel, Holzindustrie in übersichtlicher und einwandfreier Weise zur Darstellung bringt. Dem botanischen und dem forstwirtschaftlichen Teil wurde ebensolche Ausführlichkeit zuteil wie dem Abschnitt über die wirtschaftliche Bedeutung des Holzhandels, was besonders hervorgehoben zu werden verdient. Das schön ausgestattete und mit reichem statistischem Material versehene Werk kann sehr empfohlen werden."

Das Wissen für Alle. 10. Jahrg.

Moderne Aufstallung. Aus Sommerfeld.

Milch- und Molkereiprodukte, ihre Eigenschaften, Zusammensetzung und Gewinnung. Von Dr. Paul Sommerfeld. 140 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Trotz des geringen Umfanges doch äußerst reichhaltig, ist das Buch nach Inhalt und Darstellung auf einen großen Leserkreis, besonders die Frauenwelt, berechnet, und wird nicht nur der Hausfrau, den Schülerinnen in Fortbildungs-, Haushalts- und Kochschulen, sondern auch jedem von Interesse und Nutzen sein, der für unser wertvollstes Nahrungsmittel Verständnis hat. In 11 Kapiteln werden: Zusammensetzung, Bakteriologie und die Fehler der Milch, Molkereiprodukte, Milchverfälschung und ihr Nachweis, Konservierung, Sterilisierung und Pasteurisierung der Milch, Milchhandel und Gewinnung besprochen." Päd. Zeitung. 36. Jahrg.

Rohstoffe der Textilindustrie. Von Geh. Rat Dipl.-Ing. H. Glafey. 144 Seiten mit zahlr. Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Unter den behandelten pflanzlichen Rohstoffen nennen wir: Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute, Manilahanf, Kokosfasern, unter den tierischen: Wolle, Haare, Seiden, Federn, unter den künstlichen Rohstoffen: Glas, Metall-, Kautschukfäden, künstliche Seide, Vanduraseiden usw. Charakteristische Ansichten aus den Kolonien, mikroskopische Aufnahmen einzelner Rohstoffe, sowie die neuesten maschinellen Einrichtungen werden im Bilde vorgeführt. So dürfte es kaum ein besseres Hilfsmittel geben, sich rasch und gründlich über dies wichtige Gebiet zu unterrichten." Die Baumwollindustrie. 2. Jahrgang.

Spinnen und Zwirnen (Die Textilindustrie, Band I). Von Geh. Rat Diplom-Ing. H. Glafey. 122 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Bändchen bildet gewissermaßen die Ergänzung des äußerst beifällig aufgenommenen Bändchens desselben Verfassers. Während in diesem die „Rohstoffe der Textilindustrie" behandelt werden, befaßt sich das vorliegende Bändchen mit der Herstellung der Fadengebilde, der Spinnerei und ihren Erzeugnissen .... So dürfte es kaum ein besseres Hilfsmittel geben, sich rasch und gründlich über dieses für Deutschlands Wirtschaftsleben so wichtige Gebiet zu unterrichten. Das schmucke Bändchen wird seiner Aufgabe in hervorragendem Maße gerecht." Textilarbeiter-Zeitg. 13. Jahrg.

Unsere Kleidung und Wäsche in Herstellung und Handel. Von Direktor B. Brie, Prof. P. Schulze, Dr. K. Weinberg. 136 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dies Werkchen gibt knapp und doch umfassend in fließender und leicht faßlicher Form einen Überblick über die Textilindustrie, über Rohstoffe der Textilwaren, Fabrikation und Handel, über Konfektion im Bekleidungsfach, Seiden- und Wäschefabrikation und -Handel und endlich über Modeartikel, wie Hüte, Handschuhe, Schirme, Pelzwaren usw. .... Ich empfehle das Buch ganz besonders für die genannten Schulen." Zeitschr. f. gewerbl. Unterricht.

Verlagskataloge

Großer Verlagskatalog ... Reich illustriert

Kleiner Verlagskatalog .. Reich illustriert

Verzeichnis Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk
Reich illustriert

Verzeichnis schönster Festgeschenke
aus allen Wissensgebieten

Verzeichnis der Exkursions- und Hausbücher für Naturfreunde

Auswahl pädagogischer und fachwissenschaftlicher Werke

Verzeichnis der Lehr- u. Hilfsbücher für d. naturwissenschaftl. Unterricht

Verzeichnis der Lehr- u. Hilfsbücher für das höhere Mädchenschulwesen

Diese Verzeichnisse stehen unentgeltlich und postfrei zur Verfügung

Quelle & Meyer in Leipzig

Das Süßwasser-Aquarium. Von C. Heller.

„Dieses Buch ist nicht nur ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Aquarienfreund, sondern es macht vor allen Dingen seinen Leser mit den interessanten Vorgängen aus dem Leben im Wasser bekannt ..."

Bayersche Lehrerzeitung.

Reptilien- und Amphibienpflege. Von Dr. P. Krefft.

„Die einheimischen, für den Anfänger zunächst in Betracht kommenden Arten sind vorzüglich geschildert in bezug auf Lebensgewohnheiten und Pflegebedürfnisse, — die fremdländischen Terrarientiere nehmen einen sehr breiten Raum ein." O. Kr. Pädagogische Reform.

Die Ameisen. Von H. Viehmeyer.

„Viehmeyer ist allen Ameisenfreunden als bester Kenner bekannt. Von seinen Bildern kann man sagen, daß sie vom ersten bis zum letzten Wort der Natur geradezu abgeschrieben sind."

Thüringer Schulblatt.

Die Schmarotzer der Menschen und Tiere. Von Dr. v. Linstow.

„Es ist eine unappetitliche Gesellschaft, die hier in Wort und Bild vor dem Leser aufmarschiert. Aber gerade jene Parasiten, die unserer Existenz abträglich sind, gerade sie verdienen, von ihm nach Form und Wesen gekannt zu sein, weil damit der erste wirksame Schritt zu ihrer Bekämpfung eingeleitet ist." K. Süddeutsche Apotheker-Zeitung.

Unsere Wasserinsekten. Von Georg Ulmer.

Für Freunde des Wassers, für Liebhaber von Aquarien ist dies Buch geschrieben. Es bietet eine Fülle von Anregungen und wird den Leser veranlassen, selbst hinauszuziehen in die Natur, sie mit eigenen Augen zu betrachten.

Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer. Eine Einführung in die Naturgeschichte der einfachsten Lebensformen nebst kurzer Anleitung zu deren Studium. Von E. Reukauf.

„Nur wenige haben eine Ahnung von dem ungeheuren Formenreichtum und eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Wesen jener Mikroorganismen, die unsere Gewässer bevölkern. Als ein Schlüssel hierzu wird das vorliegende Bändchen vorzüglich geeignet sein. ..." Deutsche Zeitung.

Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt. Von Dr. W. Gothan.

An einer solchen allgemeinverständlichen Einführung in die Geschichte der Pflanzenwelt fehlte es bisher. Der Verfasser bespricht zunächst die geologischen Grundbegriffe, geht dann auf die Art der Erhaltung der fossilen Pflanzenreihe ein und schildert die Vorgeschichte der großen wichtigsten Gruppen des Pflanzenreiches der Jetzt- und Vorzeit.

Niedere Pflanzen. Von Prof. Dr. R. Timm.

„In dieser Weise führt das kleine Büchlein den Leser in die gesamte Welt der so mannigfachen Kryptogamen ein und lehrt ihn, sie verständnisvoll zu beobachten." Naturwissenschaftliche Rundschau.

Häusliche Blumenpflege. Von Paul F. F. Schulz.

„Der Stoff ist mit großer Übersichtlichkeit gruppiert, und der Text ist so faßlich und klar gehalten, außerdem durch eine Fülle von Illustrationen unterstützt, daß auch der Laie sich mühelos zurechtfinden kann. . . . Dem Verfasser gebührt für seine reiche, anmutige Gabe Dank." Pädagogische Studien.

Chemisches Experimentierbuch. Von O. Hahn.

Das Buch will jedem, der Lust zum chemischen Experimentieren hat, mit einfachen Apparaten und geringen Mitteln eine Anleitung sein, für sich selbst im Hause die richtigsten Experimente auszuführen.

Die Photographie. Von W. Zimmermann.

„Das Buch behandelt die theoretischen und praktischen Grundlagen der Photographie und bildet ein Lehrbuch bester Art. Durch die populäre Fassung eignet es sich ganz besonders für den Anfänger." „Apollo", Zentralorgan f. Amateur- u. Fachphotogr.

Beleuchtung und Heizung. Von J. F. Herding.

„Ich möchte gerade diesem Buche, seiner praktischen, ökonomischen Bedeutung wegen, eine weite Verbreitung wünschen. Hier liegt, vor allem im Kleinbetrieb, noch vieles sehr im argen." Frankfurter Zeitung.

Kraftmaschinen. Von Ingenieur Charles Schütze.

„Schützes Kraftmaschinen sollten deshalb in keiner Schülerbibliothek, weder an höheren noch an Volksschulen, fehlen. Das Büchlein gibt aber auch dem Lehrer Gelegenheit, seine technischen Kenntnisse schnell und leicht zu erweitern." Monatsschrift für höhere Schulen.

Signale in Krieg und Frieden. Von Dr. Fritz Ulmer.

„Ein interessantes Büchlein, welches vor uns liegt. Es behandelt das Signalwesen von den ersten Anfängen im Altertume und den Naturvölkern bis zur jetzigen Vollkommenheit im Land- und Seeverkehr." Deutsche Lehrerzeitung.

Seelotsen-, Leucht- und Rettungswesen. Ein Beitrag zur Charakteristik der Nordsee u. Niederelbe. Von Dr. F. Dannmeyer.

„Mit über 100 guten Bildern interessantester Art, mit Zeichnungen und zwei Karten versehen, führt das Buch uns das Schiffahrtsleben in anschaulicher, fesselnder Form vor Augen, wie es sich täglich an unseren Flußmündungen abspielt." Allgemeine Schiffahrts-Zeitung.

Schönste Festgeschenke

aus dem Verlage von Quelle & Meyer, Leipzig

Der Sinn und Wert des Lebens

für den Menschen der Gegenwart. Von Geheimrat R. Eucken. 3. völlig umgearbeitete Auflage. 13. und 14. Tausend. 192 Seiten. In Originalleinenband M. 3.60

Theodor Körners Briefwechsel

mit den Seinen. Herausgegeben von Dr. A. Steinberg. 300 S. mit zahlreichen Tafeln, Faksimiles und künstlerischem Buchschmuck. In Originalgeschenkband M. 3.80

Die bildende Kunst der Gegenwart

Von Hofrat Dr. J. Strzygowski. 235 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband M. 4.80

Geschichte der Römischen Kaiser

Von Geheimrat Professor Dr. A. v. Domaszewski. 2 Bände zu je 332 S. mit 12 Porträts auf Tafeln in künstlerischer Ausführung u. 8 Karten. In Originalleinenband je M. 9.–, in Halbfranzband je M. 11.–

Unsere religiösen Erzieher

Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern, herausgegeben von Professor Lic. B. Beß. 2 Bände zu je 280 S. In Origbd. je M. 4.40

Männer und Zeiten

Essays zur neueren Geschichte. Von Geheimrat Prof. Dr. E. Marcks. 2 Bände 640 S. 5. und 6. Tausend. In Originalleinenband M. 12.–, in Halbfranzband M. 16.–

Große Denker

Eine Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Privatdozent Dr. E. v. Aster. 2 Bände zu je 320 S. mit 8 Porträts. In Originallbd. M. 16.–, in Halbfrzbd. M. 20.–

Ausführliche Prospekte unentgeltlich und postfrei.

KV-028-793